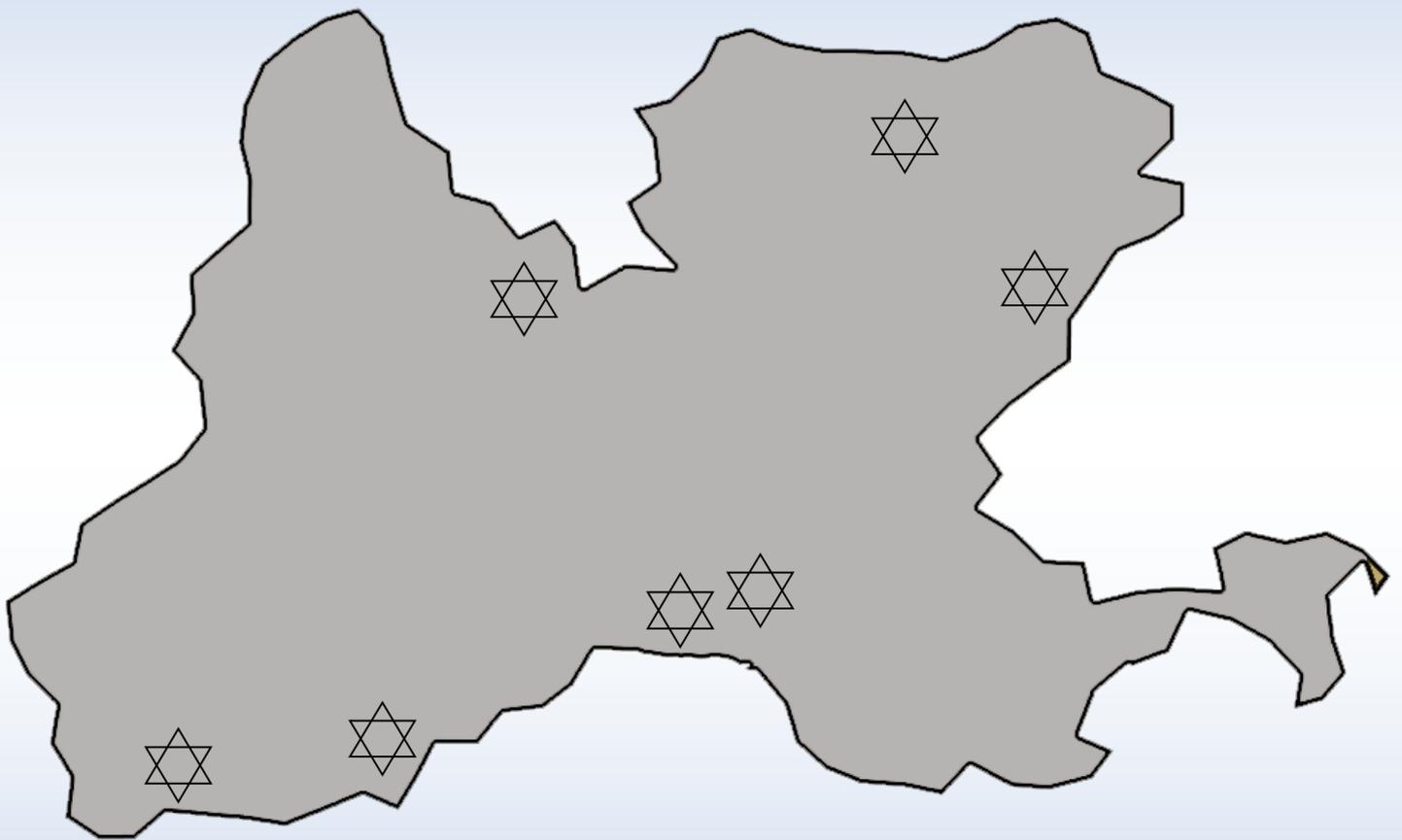


Die Juden von Waldshut-Tiengen und Umgebung



Ergänzung zum Buch von Dieter Petri:
Die Juden aus Tiengen und Waldshut



Freundeskreis jüdisches Leben
in Waldshut-Tiengen

Gliederung der Bürgerzunft 1503 Tiengen e.V.

Die Juden von Waldshut-Tiengen und Umgebung

Beiträge zu Geschichte der Juden
im Landkreis Waldshut

Herausgeber: Gebhard Kaiser

© Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen

Stand: Oktober 2024

Inhalt

Vorwort	4
Anleitung zur Stichwortsuche	5
Gedenktafel von Salomon Hirsch Bernheim.....	6
Frieda und Arthur Juliusberger	8
Familie Lina, Alfred, Ellen und Heinz Levi.....	11
Eine große Geste der Versöhnung.....	17
Siegfried und Emilie Löwenstein	19
Familie Simon und Thekla Schwarzkopf	21
Der Gerichtsprozess von 1947	25
Die zwei Seiten eines Gemäldes	29
Das Judenäule im Rhein bei Waldshut.....	32
Der Bestandsbrief von 1689.....	36
Kaufvertrag über die Judeninsel vom 29. November 1813.....	38
Woher stammen die jüdischen Familiennamen?.....	40
Wann starb der Greis Seligman?	44
Die Beseitigung der Tiengener Schandmauer	46
Der Bericht von Christoph Söffge.....	46
Die ersten Reaktionen auf das Projekt	50
Presseberichte.....	52
Brief von Kurt Guggenheim an Christoph Söffge vom 10. Januar 1995	56
Deutsche Übersetzung.....	58
Brief von Ellen Sternberg-Levi an Christoph Söffge vom 10.06.1996.....	60
Deutsche Übersetzung.....	61
Brief von Ellen Sternberg-Levi an Christoph Söffge vom 23.01.1997	63
Deutsche Übersetzung.....	64
Ein Bericht über die Reichspogromnacht in Waldshut	65
Die Stühlinger Juden	67
Ein kurzer Blick auf die Geschichte der Stühlinger Juden.....	67
Wo befand sich in Stühlingen der jüdische Friedhof?	68
Jüdischer Grabstein aus Stühlingen.....	69
Samuel Pletscher und der jüdische Friedhof von Stühlingen.....	69
Die Judenlöcher.....	71
Familie Levi Bloch – Eine Spurensuche	72

Stammbaum der Familie Levi Bloch	79
Früheres Jüdisches Leben in Bonndorf	80
Vorwort: Der Handelsmann Jakob Guggenheim und das Schicksal seiner Familie.....	80
Zeitungsanzeigen weisen auf ein frühes jüdisches Leben im Hochschwarzwald hin.....	81
Guggenheim in den Archiven	82
Inserate und Dokumente der Jahre 1876 – 1905	83
Guggenheims Familie, die Jahre 1902 bis 1936	84
Die Odyssee einer Familie aus Baden ins Elend und die Gaskammer.....	86
Vom Kaiserreich bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten	88
1940 - 1942: Die Aktion „Baden Judenrein“	92
Auschwitz – das Ende im Holocaust.....	94
Die Bonndorfer Synagoge	97
Das Projekt „Gegen das Vergessen – Stolpersteine in St. Blasien“.....	100
Vorwort	100
Gustav und Hulda Grumbach –	101
Alfred Grumbach (Bach).....	104
Gertrude Grumbach -	106
Hugo, Lili und Ellen Grumbach	108
Alex Mendelsohn	111
Ferdinand und Lina Odenheimer.....	113
Elise Medenwaldt	116
David Seligman Industriepionier in St. Blasien	118
Autorenverzeichnis.....	121

Vorwort

Im Jahr 1984 erschien das Buch von Dieter Petri über die Juden in Waldshut-Tiengen. Es wurde zu einem Meilenstein im Umgang mit diesem lange verdrängten Kapitel unserer Lokalgeschichte. Dieter Petri kommt das große Verdienst zu, dass er die Erinnerungen der damals noch zahlreichen Zeitzeugen sammelte und dokumentierte.

Mit seinem Buch weckte er bei vielen Mitbürgern das Bewusstsein, welches Unrecht und welche Verbrechen in der Zeit des Nationalsozialismus in ihrer unmittelbaren Umgebung geschehen waren.

Nachdem im Februar 2022 die Druckauflage vergriffen war, autorisierte Dieter Petri den Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen (FJL), sein Werk zu digitalisieren und der Allgemeinheit zum Download zur Verfügung zu stellen. Zum Download gelangen Sie über folgenden Link:

https://fjl-juden-in-waldshut-tiengen.de/index_html_files/Die%20Juden%20von%20Waldshut-Tiengen-von%20Dieter%20Petri-3.Auflage-eBook.pdf

Dieter Petri beschränkte sich auf die Geschichte der Juden in den damals noch selbständigen Städten Tiengen und Waldshut. Seit der Herausgabe dieses Standardwerkes ergaben sich zahlreiche neue Erkenntnisse über die Juden in Waldshut-Tiengen und darüber hinaus im Landkreis Waldshut. Diese sind in diesem Ergänzungsband dokumentiert, der ausschließlich als PDF-Dokument veröffentlicht wird. Dieses Format ermöglicht es, neue Erkenntnisse zeitnah zu ergänzen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Da das Dokument durchsuchbar ist und fast jeder PDF-Reader eine Suchfunktion enthält, ist das Auffinden von Themen und Stichworten relativ einfach.

Mit dieser Dokumentations-Plattform wollen wir einen Beitrag dazu leisten, dass eines der dunkelsten Kapitel unserer Lokalgeschichte dokumentiert, aufgearbeitet und nicht vergessen wird. Wir wollen aber auch aufzeigen, welchen kulturellen Reichtum unsere Region den ehemaligen jüdischen Mitbürgern verdankt.

Waldshut-Tiengen im Juli 2023

Gebhard Kaiser

vom Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen (FJL)

Anleitung zur Stichwortsuche

Zum Lesen eines PDF-Dokumentes benötigen Sie einen PDF-Reader, den Sie auf Ihrem Rechner (Smartphone, Tablet oder PC) installieren müssen. Am verbreitetsten ist der Acrobat Reader, den Sie kostenlos aus dem Internet herunterladen können.

Nahezu alle PDF-Reader besitzen eine Suchfunktion, in die Sie Suchbegriffe einfügen können, wie sie dies beispielsweise von der Suchmaschine Google gewohnt sind.

Beispiel: Sie öffnen die Datei im Acrobat Reader und suchen den Begriff „Pogromnacht“. Dazu tragen Sie diesen in das Suchfeld ein.

1. Öffnen Sie das Suchfeld durch Anklicken der Lupe.
2. Tragen Sie in das Suchfeld ihren Suchbegriff ein.



3. Klicken Sie unter dem Suchfeld auf „Weiter“
4. Es erscheint die erste Fundstelle im Dokument.
5. Mit jedem weiteren Klick auf „Weiter“ gelangen Sie im Dokumententext zur nächsten Fundstelle.

Viel Erfolg beim Suchen!

Gedenktafel von Salomon Hirsch Bernheim

Ein Zufallsfund
Von Gebhard Kaiser



Geschichte der Gedenktafel

Im Januar 2020 meldete sich ein Bürger aus Kadelburg beim Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen. Bei der Räumung eines Hauses habe er im Sperrmüllcontainer eine gusseiserne jüdische Gedenktafel gefunden, die er dem Freundeskreis übergeben wolle.

Die Tafel erinnert an Salomon Hirsch Bernheim, der 1908 einem Herzinfarkt erlag. Bernheim war ein in Tiengen hoch angesehener Bürger.

Wo die Gedenktafel ursprünglich angebracht war, ist nicht bekannt. Gusseiserne Tafeln waren auf jüdischen Friedhöfen nicht üblich. Deshalb ist es möglich, dass diese irgendwo in der Stadt angebracht war, zumal S.H. Bernheim sowohl in der jüdischen als auch in der

politischen Gemeinde hohes Ansehen genoss.

In Absprache mit der Urenkelin von S. H. Bernheim entschied sich der Freundeskreis jüdisches Leben, das Original im Jüdischen Zimmer des Heimatmuseums auszustellen und eine Infotafel darüber auf dem Jüdischen Friedhof anzubringen.



*Geschäft von S.H. Bernheim in der Hauptstraße,
Foto: M. Carpenter*

Todesnachricht in der Zeitschrift „Der Israelit“

"Thiengen, 1. April (1908). Am 27. März verschied plötzlich S. H. Bernheim, Vorsteher der Israelitischen Gemeinde. Auf einem Spaziergang an der Seite seiner Gemahlin machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. Er war das älteste Mitglied des Gemeinderats und zeitweise stellvertretender Bürgermeister und hat sich um das Wohl der Stadt und noch mehr um das der israelitischen Gemeinde sehr verdient gemacht. Bernheim erreichte ein Alter von 59 Jahren. Die Beerdigung fand Montag, 30. März, unter großer Beteiligung statt."*

**Fehlerhafte Altersangabe,
S.H. Bernheim wurde 68 Jahre alt*

Laut Geburtsregister ist auch das Geburtsdatum auf der Gedenktafel fehlerhaft. S. H. Bernheim wurde am 12.09.1839 in Tiengen geboren.

Die Bernheims

Waren in der jüdischen Gemeinde von Tiengen eine einflussreiche Familie.

1718 erhielten Mencke und Mayer Bernheim die Bewilligung, mit ihren Familien von Horheim nach Tiengen überzusiedeln.

Einer ihrer Nachkommen spendete um 1780 einen kompletten Lotteriegewinn für den Bau der Synagoge.

Salomon Hirsch Bernheim war Vorsteher der jüdischen Gemeinde und Mitglied des Gemeinderats. Er gründete in der Hauptstraße ein Textil- und Aussteuergeschäft.

Sein Sohn Hermann war der letzte Vorsteher der jüdischen Gemeinde. Nach üblen Schikanen und Demütigungen durch die Nationalsozialisten floh dieser im Sommer 1933 mit seiner Familie ins Ausland.

Frieda und Arthur Juliusberger

Von Gebhard Kaiser



Postkarte von 1905 - Haus Juliusberger ganz rechts

Arthur Juliusberger (*27.07.1877) stammt aus Groß Strehlitz in Oberschlesien, seine Ehefrau Frieda Seraphina geb. Wohl (*1876) aus Lörrach. Sie zogen 1904 nach Waldshut und eröffneten am 06. März 1904 ein Herren- und Knaben-Bekleidungsgeschäft. Dieses lag in der Kaiserstraße 16 (ursprünglich Hauptstraße 167), rechts neben dem Wirtshaus „Zum wilden Mann“. Die Familie wohnte im Obergeschoss.

In der Waldshuter Zeit wurden dem Ehepaar drei Töchter geboren: Elsa (*1905), Erna (*1909) und Frieda (*1907).

In der Neuen Waldshuter Zeitung findet sich bei den Standesamt-Nachrichten der Vermerk, dass die Tochter Frieda Juliusberger am 15.01.1908, etwa 8 Wochen nach ihrer Geburt, verstorben ist.

1913 gab die Familie ihr Geschäft in Waldshut auf und zog nach Lörrach. Dort übernahm Arthur Juliusberger die Geschäftsleitung des „Kaufhauses am Hebelpark“, das sein Schwager Heinrich Wohl 1901 eröffnet hatte.

Dabei handelte es sich um ein vornehmes Geschäft für Herren- und Knabenbekleidung. Vermutlich wegen der wirtschaftlich chaotischen Zustände anfangs der Zwanzigerjahre, verbunden mit einer Hyperinflation, musste das Kaufhaus 1925 Konkurs anmelden.



*Kaufhaus am Hebelpark
in Lörrach, Turmstraße 20*

Von da an bestritt die Familie ihren Lebensunterhalt mit einer kleinen Pension, die sie im gleichen Haus, in der Turmstraße 20 betrieb.

Ende der Zwanzigerjahre heirateten die beiden Töchter.

Elsas Ehemann Max Kasar stammte aus Großhain in Sachsen, wo er einen Friseursalon betrieb. In Folge des Boykottaufrufs der Nationalsozialisten am 1. April 1933 blieb ihm die Kundschaft aus.

Er musste sein Geschäft schließen und wanderte mit seiner Frau im Oktober 1933 nach Hadera in Palästina aus.

Erna heiratete den Basler Hans Meier. Das Ehepaar nahm seinen Wohnsitz in Basel.

In der Pogromnacht, am 10.11.1938 wurde Arthur Juliusberger in „Schutzhaft“ genommen. Er verbrachte 11 Tage im KZ Dachau.

Danach versuchten sowohl Schwiegersohn Hans Meier, als auch der in Basel wohnende Heinrich Wohl, für das Ehepaar Juliusberger Einreisegenehmigungen in die Schweiz zu erhalten. Obwohl sich beide Antragsteller bereit erklärten, für den Unterhalt des Ehepaars aufzukommen, wurden ihre Anträge mehrfach abgelehnt.



*Tochter Erna Meier mit Frieda und Arthur
Juliusberger um 1939*

Am 22. Oktober 1940 wurden Arthur und Frieda Juliusberger nach Gurs in Südfrankreich deportiert.

Am 3. Juli 1941 erhielt Frieda Juliusberger endlich eine Einreisegenehmigung in die

Schweiz. Sie zog zu Ihrer Tochter nach Basel. Frieda verstarb am 16. Mai 1960 im jüdischen Altersheim La Chamille in Riehen, einem Vorort von Basel.

Arthur Juliusberger wartete vergeblich auf die Einreiselerlaubnis. Im August 1942 wurde er in das Internierungslager in Drancy, einem Vorort von Paris, verlegt.

Von dort erfolgte mit Transport 18 die Deportation nach Auschwitz, wo sich seine Spur verliert. Es ist davon auszugehen, dass er, als 65-jähriger, unmittelbar nach seiner Ankunft im Konzentrationslager ermordet wurde.



Arthur Juliusberger mit seinen Töchtern Elsa und Erna um 1920

**Wir gehen alle zu Juliusberger
ins grosse Spezial-Geschäft!**

Was der Mensch braucht,
man an **Herren- u. Knaben-Garderobe, Trikotagen, Wäsche, Kravatten usw.** braucht, kauft man am besten bei **Firma Arthur Juliusberger, Waldshut, Hauptstr. 167,** Spezialgeschäft für einfache und bessere Herren- und Knaben-Bekleidung. Kein **soll es versäumen, sich von den spottbilligen Preisen und meinem in jedem Artikel aufs sorgfältigste sortierte Lager zu informieren. Man nicht daran zu zweifeln, sondern jeder überzeuge sich von der Wahrheit. Ich mache zwar keinen Ausverkauf, jedoch bietet Ihnen**

das muss er haben!
grosse Spezialgeschäft die grössten Vorteile beim Einkauf. Um diese Vorteile zu geniessen **man in erster Linie genau auf meine Firma ARTHUR JULIUSBERGER achten;** kundigen und vergleichen Sie meine Qualitäten und Preise mit denen der Konkurrenz, **Sie die Vorteile ganz sicher in Ihrer Tasche!**

Arthur Juliusberger
Hauptstrasse 167 Waldshut Hauptstrasse 167.

Inserat aus der Neuen Waldshuter Zeitung 1905 – Quelle: Stadtarchiv Waldshut-Tiengen

Quellen: <https://www.loerrach.de/de/Loerrach-Erleben/Kultur/Stolpersteine>

<http://www.mahnmal-neckarzimmern.de/gedenkbuch/juliusberger.5074>

Familie Lina, Alfred, Ellen und Heinz Levi

Tiengen, Schwarzenbergstraße 6
von Gebhard Kaiser

Lina Levi, geb. Bloch, 1898 – 1988
Alfred Levi 1895 – 1972
Ellen Levi 1924 – 2019
Heinz Levi *1931

In Breisach geboren, zieht Alfred Levi Ende der 1920er-Jahre nach Tiengen, wo er das Anwesen des Landwirts Bercher in der Schwarzenbergstraße 6 kauft, gegenüber der Zigarrenfabrik Villiger. Seinen Unterhalt verdient er als Viehhändler.



*Anwesen Schwarzenbergstraße 2
Bild: Jüdisches Zimmer, Klettgaumuseum*

Er ist verheiratet mit Lina Bloch, der Tochter des Waldshuter Viehhändlers Levi Bloch. 1924 wird die Tochter Ellen und 1931 Sohn Heinz geboren.

Alfred Levi wird von Zeitgenossen als humorvolle, selbstbewusste Persönlichkeit von großer Statur beschrieben. Dies bestätigt auch die folgende Anekdote.

Als im April 1933 die Nationalsozialisten zum Boykott gegen die jüdischen Geschäfte aufrufen, stellt die SA vor Levis Haus einen Wachposten auf. Dieser soll Kunden

abschrecken. Als Levi den Wachposten längere Zeit so stehen sieht, bringt er ihm einen Stuhl, um ihm das Wachstehen zu erleichtern. Der SA-Mann ist völlig verblüfft und fühlt sich provoziert.



Lina und Alfred Levi, Bild: Henry Levi

In einer weiteren Episode kommt Levis tief-sinnige, hintergründige Ironie zum Ausdruck.

Es war noch vor der Machtübernahme, aber zu einer Zeit, in der die SA schon sehr starke Präsenz zeigte. Levi ist mit seinem Auto geschäftlich in Bannholz unterwegs, als ein uniformierter SA-Mann mit zwei

Mädchen ans Auto kommt und fragt, ob sie bis Waldshut mitfahren dürften. Levi stimmt dem zu, mit der Vorgabe, dass die Damen zuerst einsteigen sollten. Nachdem die Mädchen auf dem Rücksitz Platz genommen haben, startet Levi den Wagen, und fährt los. Dem zurück gelassenen, völlig verdutzten SA-Mann, ruft er zu: „Ich halte mich an das Horst Wessel Lied: SA marschiert...“



*Alfred Levy mit seinem Wanderer-PKW
Quelle: Heimatmuseum Tiengen*

Bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten laufen Alfred Levis Geschäfte sehr gut. Aber bereits 1933 macht er keinen Gewinn mehr.

1936 verkaufte er sein Anwesen an die Firma Villiger und emigrierte mit seiner Familie nach Rhodesien, dem heutigen Simbabwe.

Nach dem Krieg statten Alfred und Lina Levi der Stadt Tiengen nochmals einen Besuch ab.

Tochter Ellen Sternberg besucht die Stadt 1998, Sohn Heinz kommt 2009 und 2019 nach Waldshut-Tiengen, wobei beide als Zeitzeugen vor einer großen Zuhörerzahl über ihre Schicksale berichten.

Eine besondere Geschichte ist der Besuch von Heinz Levy, der sich inzwischen Henry nennt, im Jahr 2019. Als er seinem Sohn Bruce beim Umzug von London nach

Lewis hilft, liest er auf dem Ortsschild von Lewis, dass dies die Partnerstadt von Waldshut-Tiengen ist. Daraufhin meldet er sich sofort auf dem Rathaus in Lewis, teilt mit, dass er in Tiengen geboren sei und erzählt seine Lebensgeschichte. Anfang November 2019 findet in Lewis ein Partnerschaftstreffen statt, mit Vertretern aus Waldshut-Tiengen, Blois (F) und Lewis (GB), zu dem auch Henry Levi eingeladen wird. Frau Simon, die Leiterin des Kulturamtes der Stadt Waldshut-Tiengen, lernt ihn kennen und lädt ihn spontan zu einer Zeitzeugen-Veranstaltung im Stadtarchiv Waldshut-Tiengen ein.

Henry Levi kommt daraufhin am 20. November 2019 zusammen mit seinem Sohn Bruce und seiner Enkelin Anna nach Tiengen. Am Abend des Anreisetages berichtet er im evangelischen Gemeindesaal von Tiengen als Zeitzeuge über sein Leben.

Der Gemeindesaal ist komplett gefüllt mit etwa 180 Zuhörern, als Henry Levi zweieinhalb Stunden lang über sein Leben berichtet und die Fragen der Zuhörer beantwortet. Am folgenden Abend tritt er im Stadtarchiv in Waldshut-Tiengen bei der Zeitzeugen-Veranstaltung „Jugend im Nationalsozialismus“ auf. Aus diesen Veranstaltungen stammen die folgenden Informationen.

Obwohl der 1931 geborene Henry Levi nur die ersten sieben Jahre seines Lebens in Tiengen verbrachte, hat er trotzdem noch einige Erinnerungen an diese Zeit. Als Kind spielt er meist ganz alleine. Ausnahme ist das Spielen mit einem behinderten Nachbarsbuben, was allerdings dessen Eltern nicht gerne gesehen hätten.

Seinen Vater schildert er als eindruckliche Persönlichkeit, die meist geschäftlich unterwegs ist, mit großem Erfolg. Henry kann sich nur an eine Situation erinnern, in der sein Vater mit ihm gespielt habe. An einem seiner Geburtstage bastelt er mit ihm ein Holzschwert, was gleichzeitig sein Geburtstagsgeschenk ist.

Er erinnert sich auch an einen bedrückenden Anlass. Seine Schwester Ellen ist eine ausgesprochen gute Schwimmerin. Als die Schule ein Schwimmfest veranstaltet, wird sie als Jüdin nicht zu den Wettkämpfen zugelassen. Daraufhin wandern seine Mutter, seine Schwester Ellen und er auf eine kleine Anhöhe, von der aus sie die Wettkämpfe im Schwimmbad beobachten können.

Bereits um 1935 sucht sein Vater Alfred Levi ein Ziel für ihre Emigration. Er reist zunächst nach Jerusalem, wo er eine sehr jüdenfeindliche Kundgebung mit dem Großmufti von Jerusalem miterlebt, der ein glühender Anhänger Hitlers ist. Nach seiner Rückkehr nach Tiengen ist Levi klar, dass sie keinesfalls nach Palästina auswandern würden. Henry Levi meinte schmunzelnd: "Vermutlich war der wahre Grund, dass es dort viel zu heiß war."

Sie emigrieren schließlich nach Frankreich, in die Nähe von *Besançon*. Vorbild ist dabei Moritz Meier, der sich mit seiner Familie in Frankreich erfolgreich niedergelassen hat.



*Ellen und Heinz (Henry) Levi um 1938
Bild: Henry Levi*

Alfred Levi hat jedoch Schwierigkeiten dort beruflich Fuß zu fassen. Die Familie erlebt einen extrem kalten Winter mit langem Eiszapfen an den Dächern. Der Vater verdient sein Geld mit Holzhacken und als Schermuuser (Wühlmausfänger). Die Familie ist in einer üblen Notlage. Henry erinnert sich noch daran, dass eines Tages ein Paket von der Großmutter aus Breisach eintrifft. In diesem befindet sich ein Steintopf, gefüllt mit Gänseschmalz und darin eine Gänseleber. Dem Paket ist ein Zettel beigelegt, auf dem steht: „Es ist alles wieder gut, ihr könnt zurückkommen“. Doch das erweist sich als Illusion.

Zurückgekehrt nach Tiengen wird Alfred Levi von der Polizei abgeholt und angeklagt. Ihm wird vorgeworfen, dass er in Südbaden sämtliche Ziegen aufgekauft habe, und deshalb viele arme Leute hungern müssen. Levi ist zwar Viehhändler, hat aber niemals mit Ziegen gehandelt. Der Richter,

mit dem Levi gut bekannt ist, spricht ihn frei. Gleichzeitig empfiehlt er ihm, möglichst schnell das Land zu verlassen. Er meinte lakonisch: „Nächstes Mal werden sich die Nazis eine bessere Anklage überlegen, und dann kann ich dich nicht mehr laufen lassen“. Daraufhin flieht Alfred Levi in die Schweiz. Er fährt mit dem Zug nach Basel. Auf dem Badischen Bahnhof entwischt er durch die Unterführung.

Er reist nach Südafrika, um dort Asyl zu beantragen. Zu dieser Zeit schließen zahlreiche Staaten ihre Grenzen für deutsche Juden. Vater Levi kommt vier Monate zu spät nach Südafrika. Er reist weiter nach Rhodesien, wo er in der Stadt Bulawayo Asyl erhält. Im Rhodesien herrschte damals noch Apartheid.

In Bulawayo haben sich bereits in den 1920er Jahren zahlreiche Juden angesiedelt, die sehr wohlhabend sind. Es gibt eine große Synagoge. An hohen jüdischen Festtagen muss zusätzlich eine große Halle angemietet werden, um alle Gottesdienstbesucher unter-zubringen.

Im März 1938 kommt auch seine Familie in Bulawayo an. Die Mutter hat sich zuvor einen großen Holzcontainer besorgt, etwa so groß wie heutige Schiffscontainer. Diesen hat sie mit Möbel und Aussteuer-Gegenständen prall gefüllt. Vorausplanend hat sie auch Wertgegenstände gekauft, von denen sie meint, dass diese in Rhodesien gut verkäuflich seien. Darunter sind zum Beispiel mehrere hochwertige Leica Kameras. Im Container ist auch ein neues modernes Fahrrad für Henry. In Afrika fahren allerdings alle mit alten, primitiven Fahrrädern herum. Da Henry nicht auffallen will,

verzichtet er jahrelang auf die Benutzung seines neuen Rades.

Überhaupt sind die Levis sehr geschickt beim Transfer ihres Vermögens ins Ausland. Henry kann sich noch gut erinnern, wie er mit seinem Vater nach Koblenz in die Schweiz fährt. Während Henry eine Schokolade bekommt, holte sein Vater aus den Autoreifen Geld hervor, das er bei einer Schweizer Bank anlegt.

Vater Levi mietet in Bulawayo ein Gebäude mit 20 Zimmern, eine frühere Pension. Henry erinnert sich, dass sie zahlreiche schwarzes Dienstpersonal beschäftigten. Schon bald kauft Alfred Levi einen Hot-Dog-Stand, also eine Würstchenbude. In Bulawayo gibt es damals nur ein besseres Restaurant, das sehr teuer ist. Wenn einfache Leute essen gehen wollen, gehen sie zum Stand von Alfred Levi. Wegen seines starken Akzents heißt er bald „The Fritz“.



*Hot Dog-Stand von Alfred Levi: „The Fritz“
Bild: Henry Levy*

Sein inzwischen längst verkaufter Stand wird noch heute unter dem Namen „Fritz-Hot-Dogs“ betrieben. Der Stand ist täglich von 18-24 Uhr geöffnet, an besonderen Feiertagen sogar bis 3:00 Uhr morgens. Als sein Vater nachts auf dem Heimweg einmal stürzt und einige Tage im Bett verbringen

muss, übernimmt Henry aushilfsweise die alleinige Betreuung des Hot-Dog-Standes. Er ist damals gerade zwölf Jahre alt.

Als Alfred Levi in einem Brief seiner Mutter in Breisach mitteilt, dass er seinen Lebensunterhalt mit dem Verkauf von „Hot Dogs“ verdiene, ist diese ratlos. Dieser Begriff ist damals in Deutschland unbekannt und die Mutter kann auch kein Englisch. Deshalb fragt sie bei einer Nachbarin nach. Diese erklärt: „In dem Brief steht drin, dass dein Sohn in Afrika heiße Hunde verkauft“.

Henry Levi und seine Schwester Ellen werden in Bulawayo in die Obhut von deutschen katholischen Nonnen gegeben. Ellen kommt ins Gymnasium, Henry in den Kindergarten. Obwohl es deutsche Nonnen sind, sprechen alle englisch. Ellen machte 1940 ihr Abitur und will Ärztin werden. Allerdings ist Vater Alfred nicht bereit, ihr das Studium zu finanzieren, worauf Ellen sich zur Krankenschwester ausbilden lässt. In ihrer Schulzeit schließt sich Ellen einer Gruppe von sozialistisch-zionistischen Jugendlichen an, was ihrem Vater überhaupt nicht gefällt.

Im Krieg ist Alfred Levi Sergeant bei der englischen Armee und wird auch in Nordafrika eingesetzt. Nach mehreren Malaria-Anfällen wird er aus dem Dienst entlassen. Alfred Levi stirbt 1972, Lina 1988.

In seinem Vortrag erwähnt Henry Levi auch den Film „Viehjud Levi“ aus dem Jahre 1999. Er meint, dass sein Vater das Vorbild für die Hauptfigur gewesen sei.



Sergeant Alfred Levi, Bild: Henry Levi

Allerdings sei der Inhalt unrealistisch. Sein Vater werde darin z.B. als orthodoxer Jude mit Locken und entsprechender Kleidung dargestellt, was überhaupt nicht der Realität entspreche.

Zum Abschluss meinte Henry Levi, dass er sich bei seinem ersten Besuch in Tiengen gar nicht wohl gefühlt habe. Inzwischen aber habe er hier Freunde gefunden.

Natürlich könne er die Vergangenheit nicht vergessen, aber das Leben müsse weitergehen.

Nach dem Krieg studiert Henry Levi in Kapstadt Bauingenieur. 1960 siedelt nach England um. 1957 heiratet er seine erste Frau Veronika, die aus Südafrika stammt. Mit ihr hat er drei Kinder: Karen (*1961), Bruce (*1963) und Russell (*1964). Veronika stirbt 1981 an Krebs. 1995 heiratet Henry seine Jugendfreundin Ethel aus Bulawayo. Diese stirbt 2014.

Am Ende seines Vortrags am 20.11.2019 teilte Henry Levi mit, dass seine Schwester Ellen in der Nacht zuvor gestorben sei.

Bereits im Jahr 2013 wurde für die Tochter Ellen Sternberg in Tiengen in der Schwarzenbergstraße 6 ein Stolperstein verlegt. Im Juli 2022 wurden weitere Stolpersteine für die Eltern und den Sohn Henry (Heinz) hinzugefügt. An der Verlegung nahm Henry Levi persönlich teil. Zusammen mit seinen 3 Kindern und deren Ehepartnern war er zu diesem Anlass extra aus England angereist.

Quellen:

- Dieter Petri, Die Geschichte der Tiengener Juden, 1984
- Aufzeichnungen von Gebhard Kaiser während der Vorträge von Henry Levy im November 2019 in Waldshut-Tiengen

Juli 2022, Gebhard Kaiser

Lage der Stolpersteine



Eine große Geste der Versöhnung

Henry Levi nimmt an eigener Stolpersteinverlegung teil

17. Juli 2022, Tiengen, Schwarzenbergstraße 6

Von Gebhard Kaiser

Obwohl der Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen (FJL) in den vergangenen zehn Jahren über 50 Stolpersteine verlegt hat, schlich sich nie Routine ein. Jede Stolpersteinverlegung hat ihre ganz eigene Geschichte und Besonderheit.

Besonders bemerkenswert am 17. Juli 2022 war, dass der letzte noch lebende Tiengener Mitbürger Henry Levi an der Verlegung seines eigenen Stolpersteines und der Steine seiner Eltern teilnehmen konnte. Für seine Schwester Ellen war bereits 2012 ein Stolperstein an gleicher Stelle verlegt worden.



Der 91-Jährige war mit seiner Tochter Karen, den beiden Söhnen Bruce und Russel sowie deren Ehepartnern extra aus England angereist. Obwohl er in seiner Jugend in Tiengen traumatische Erfahrungen durchleben musste, ließ er es sich nicht nehmen, zurückzukehren. Für den Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen und die übrigen Teilnehmer war dies eine große Geste der Versöhnung.

In seiner Begrüßung zitierte Gebhard Kaiser, der Vorsitzende des Freundeskreis jüdisches Leben, den ehemaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker: „Die Jungen sind nicht verantwortlich für das, was damals geschah. Aber sie sind verantwortlich für das, was in der Geschichte daraus wird.“

Dafür soll auch die Stolpersteinverlegung ein Beitrag sein.

Es folgten Ansprachen von Oberbürgermeister Dr. Philipp Frank und Landrat Dr. Martin Kistler. Beide hoben die Pflicht und zur Erinnerung und Aufarbeitung der Gräueltaten des Nationalsozialismus hervor. Diese sein nicht irgendwo weit weg geschehen, sondern auch in unserer Stadt und der unmittelbaren Nachbarschaft.

Während ein Mitarbeiter des Städtischen Baubetriebshofes die Stolpersteine verlegte, las Martina Bucher-Nezirovic die Lebensgeschichte der Familie Levi vor.

Dem folgte ein berührender Moment: Henry Levi betete zusammen mit seinen Angehörigen das jüdische Kaddisch-Gebet. Es ist ein Lob Gottes, das die Juden bevorzugt in Zeiten der Trauer beten.

Zum Abschluss las Pfarrerin Dr. Susanne Ilgner eine Meditation nach Psalm 56 vor.

Die Feier wurde einfühlsam untermalt mit Klezmer-Klarinettensolos von Teddy Esra, Lehrer an der Musikschule Südschwarzwald. Die Gedenkfeier hinterließ bei den etwa 50 Teilnehmern einen tiefen Eindruck.

Am Abend zuvor hatte der Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen die Familie Levi in die Pizzeria Neuer Löwe eingeladen. Dem folgte nach der Stolpersteinverlegung ein Rundgang durch das alte jüdische Tiengen, der leider abrupt beendet wurde. Bei der Besichtigung des Synagogengebäudes traf die Nachricht ein, dass die Fluggesellschaft die Rückflüge gestrichen habe.

So musste die Familie Levi alle weiteren Aktivitäten abbrechen, um ihre Rückreise neu zu organisieren.

Auch wenn die Begegnung nur kurz war, scheint es doch gelungen zu sein, den traumatischen Erlebnissen der Nazi-Zeit auch positive Erfahrungen entgegenzusetzen.

Juli 2022, Gebhard Kaiser



Während ein Mitarbeiter des städtischen Baubetriebshofs vor dem evangelischen Gemeindehaus Tiengen die Stolpersteine in das Pflaster einbetoniert, gibt Martina Bucher-Nezirovic (dritte von links, Freundeskreis Jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen) Einblicke in das Leben der der Familie Levi.

Bild: Ursula Freudig



Erinnerungsfoto: Vordere Reihe (von rechts) Bruce Levi, Henry Levy, Russel Levi mit Ehefrau und Tochter Karen (rechts neben dem Aufsteller). Bild: Ursula Freudig

Siegfried und Emilie Löwenstein

Stadtweg 1, Laufenburg/Baden

Von Malte Thomas

Siegfried Löwenstein

Jg. 1875

1938 Internierung in Dachau

1938/39 Enteignung

1939 Umzug nach Stuttgart

1943 deportiert nach Izbica/Lublin

1949 für tot erklärt

Emilie Löwenstein

Jg. 1883

1938/39 Enteignung

1939 Umzug nach Stuttgart

1943 deportiert nach Izbica

1949 für tot erklärt

Siegfried Löwenstein wurde am 14.9.1875 in Rexingen/Horb geboren. Seine Eltern waren Elias und Auguste Löwenstein, geb. Bentz. Er hatte fünf Geschwister. 3 weitere starben kurz nach der Geburt.

Seine Frau Emilie, (geb. Rosenthal) wurde am 26.3.1883 in Beerfelden/Odenwald geboren. Emilies Eltern waren Daniel und Sophie Rosenthal, geb. Würzburger. Sie hatte sechs Geschwister.

Aus Bad Cannstatt kommend zog das Ehepaar um 1919 nach Laufenburg/Baden (Siegfried gemeldet seit 30.01.1919).



Wohnhaus der Familie Löwenstein, Stadtstr. 1 Foto: Gebhard Kaiser

Zusammen mit seinem Bruder Sally erwarb Siegfried 1920 das Dampfsägewerk mit Holzhandel am Ortsrand von Laufenburg. Ab 1922 fungierte er auch als Geschäftsführer. Das Ehepaar Löwenstein bewohnte ein Haus auf dem Gelände der Dampfsäge, Stadtweg 1.



*Das Dampfsägewerk der Löwensteins,
Foto: Stadtarchiv Laufenburg*

Im Zuge des Pogroms im November 1938 wurde Siegfried verhaftet und in Dachau interniert („Schutzhäftling“ Nr. 20690). Unter dem Druck der regionalen Parteigrößen (u.a. Kreisleiter Fitterer, Säckingen) und um Siegfried frei zu bekommen (Freilassung am 7.12.1938), verkaufte sein Bruder Sally, aus der relativ sicheren Schweiz agierend, das Dampfsägewerk an Interessenten aus der Region (Kaufvertrag am 15.12.1938).

Im Februar 1939 war die Arisierung abgeschlossen. Sally emigrierte, wie schon andere Geschwister und seine Kinder mit seiner Frau Johanna, geb. Fröhlich über die Schweiz und Portugal in die USA. Die Arisierungserlöse wurden konfisziert. Siegfried und Emilie mussten im April 1939 ihre Wohnung beim Sägewerk räumen. Sie zogen nach Stuttgart, zunächst in die Wernlinstraße 6 und ab Juni 1940 in den Salzmannweg 8. Stuttgart war

vermutlich das Ziel, da Emilies Schwester Johanna und ihre Mutter in Stuttgart wohnten.

Am 26.4.1942 wurden Siegfried und Emilie nach Izbica/Lublin deportiert (Deportationsnummer 1337/1338). Von den 278 Deportierten aus Stuttgart kehrte niemand zurück. Sollte das schon ältere Ehepaar Löwenstein die unmenschlichen Bedingungen in Izbica mit täglichen Erschießungen durch SS-Wachmänner überlebt haben, wurden Sie evtl. in den Vernichtungslagern Belzec oder Majdanek ermordet. Emilies Schwester Johanna wurde im März 1942 in Riga ermordet. Ihre Mutter Sophie starb am 9.9.1942 in Theresienstadt.

Siegfried und Emilie wurden am 19.12.1949 vom Nachlassgericht Stuttgart für tot erklärt.

Im März 2020 wurden für das Ehepaar Löwenstein zwei Stolpersteine verlegt.

Quellen:

- Landesarchiv BW, Staatsarchiv Freiburg F200/7
- Stadtarchiv Mannheim, Institut für Stadtgeschichte
- Stadtarchiv Laufenburg



- Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau
- Genealogische Wissensdatenbank: Jüdische Familien im Süd-Westen
- Stadtarchiv Stuttgart
- Deportiertenliste 1939-1945 der Israelitischen Kultusvereinigung BW
- Landgericht Waldshut, Restitutionskammer-Akten

Zum Sägewerk

- 1875 Das großherzogliche Bezirksamt Säckingen genehmigt den Betrieb eines Sägewerks.
- 1881 Erste Betriebserweiterung
- 1920 Übernahme des Sägewerks durch Siegfried und Sally Löwenstein
- 1939 Zwangsverkauf an lokale NS-Funktionäre. Der Kaufpreis von 2 Millionen Reichsmark wird konfisziert (Reichsfluchtsteuer).
- 1950 Rückgabe des Sägewerks an die noch lebenden Mitglieder der Familie Löwenstein durch Gerichtsbeschluss
- 1957 Der Waldshuter Stuhlfabrikant Christoph Stoll erwirbt Anteile am Sägewerk.
- ca. 1959 Sally Löwenstein scheidet aus der Geschäftsführung aus.
- 1997 Einstellung des Betriebs
- 2007 Verkauf der Immobilie an eine Baumarktkette
- 2016 Abriss des Sägewerks

G. Kaiser

Quelle: Südkurier vom 16.01.2016

Familie Simon und Thekla Schwarzkopf

Kaiserstraße 59, Waldshut

Von Thomas Preiser

Thekla Schwarzkopf, geborene Wolf
Geb. 05.08. 1886 in Tiengen
Sterbedatum nicht bekannt

Simon Schwarzkopf
Geb. 1877 in Schnaittach/Bayern
Gestorben 1974

Ruth Schwarzkopf
Geb. 1913 in Waldshut
Gest. 12.08.2008 in New York

Hans Schwarzkopf
Geb. 1914 in Waldshut
Gest. 24.06.1992 in New York

Elisabeth Schwarzkopf
Geb. 1915 in Waldshut
Gest. 1985 in New York

Bernhard Schwarzkopf
Geb. 1920 in Waldshut
Gest. 1993 in New York

Erich Schwarzkopf
Geb. 1922 in Waldshut
Sterbedatum nicht bekannt

Simon Schwarzkopf, geboren 1877 in Schnaittach in Bayern (heute im mittelfränkischen Landkreis Nürnberger Land), heiratete mit 34 Jahren, am 15. April 1912, Thekla Wolf, geboren am 5. August 1886 in Tiengen. Deren Eltern waren Jacob Wolf, 1853 geboren in Gailingen (gestorben am 01.07.1929 in Waldshut, und Karoline Bernheim, geboren 1845 in Tiengen, gestorben 1934 in Waldshut, beide sind in Tiengen beerdigt. Auf dem zentralen Gedenkstein auf dem Jüdischen Friedhof in Tiengen sind beide vermerkt.

Wie der Tiengener Heimatforscher und Autor Dr. Dieter Petri in seinem Buch „Die Tiengener

Juden und die Waldshuter Juden“ vermerkt, fand die Hochzeitsfeier wohl in der Tiengener Synagoge statt. Simon Schwarzkopf, bis dahin in Karlsruhe zu Hause, zog mit seiner Frau nach Waldshut. Dort übernahmen beide das Stoffgeschäft von Jacob Wolf in der Kaiserstraße 66; heute ist dort „Tchibo“ zu finden.

Nach den Recherchen von Dr. Petri, und das deckt sich auch mit den Nachforschungen des Waldshuter Heimatforschers Konrad Sutter, wohnte die Familie Simon und Thekla Schwarzkopf gegenüber des Tuchgeschäftes, im Haus 55 in der Kaiserstraße. Petri schreibt in seinem Buch: „Bevor Schwarzkopf über die Straße ging, hielt er Ausschau, ob die `Blumen-Kaiserin“ nicht aus dem Fenster blickte. Diese Frau lebte in einem religiösen Wahn. Sie erzählte, über dem Haus von Schwarzkopf sei die Muttergottes erschienen. Daher habe sie den Auftrag, den Juden zu bekehren. Sobald sich der Geschäftsmann zu lange in der Kaiserstraße aufhielt, stand die sendungsbessene Frau schon neben ihm.“

Laut Petri war Simon Schwarzkopf groß gewachsen, schlank und wirkte vornehm. Sehr verletzt habe ihn ein Wort des damaligen Feuerwehrkommandanten Emil Flum, „der seiner lärmenden Jungmannschaft zurief: „Sind wir hier denn in einer Judenschule?“. Flum musste, wie Petri schreibt, „den beleidigenden Ausspruch vor versammelter Mannschaft zurücknehmen, Schwarzkopf hatte darauf bestanden.“

Dieter Petri schreibt weiter, dass Simon und Thekla Schwarzkopf vier Kinder großzogen: Ruth, geboren 1913 Elisabeth, geboren 1915, Bernhard, Jahrgang 1920, und Erich, Jahrgang 1922. Diesen sechs Familienmitgliedern, so beschloss der Freundeskreis Jüdisches Leben in Tiengen und Waldshut in Zusammenarbeit mit

dem Kulturrat der Stadt Waldshut-Tiengen, sollten Stolpersteine als Erinnerung vor dem Haus Nummer 66 in der Waldshuter Kaiserstraße gewidmet werden, da allesamt Opfer des Nationalsozialismus 1933-1945 wurden,

Ein fünftes Kind wird bekannt

Das wird im Frühjahr 2020 auch der Fall sein – allerdings werden nicht sechs, sondern sieben Gedenksteine verlegt werden. Denn bis zum Frühjahr 2019 war dem Freundeskreis aufgrund der zur Verfügung stehenden Unterlagen nicht bekannt, dass noch ein weiteres, fünftes Kind der Familie existierte.

Den Weg zur Vervollständigung der Erinnerung an die komplette Familie bereitete ein Anruf von Magdalena Bucher vom Freundeskreis Jüdisches Leben in Tiengen und Waldshut bei dem Waldshuter Journalisten Thomas Preiser. Dieser hatte 1989 sein Buch „Begegnungen“ veröffentlicht, in dem auch eine Erzählung über Hans Schwarzkopf und dessen Frau Sydell zu lesen ist; zuvor schon, 1986, war eine Reportage von Thomas Preiser über Hans Schwarzkopf in der Badischen Zeitung erschienen. Bei einer Besprechung des Freundeskreises am 14. März 2019 mit Thomas Preiser stellte es sich dann heraus, dass Hans Schwarzkopf bei den Vorbereitungen zur Stolpersteinverlegung für die Familie Schwarzkopf nicht berücksichtigt worden war – es war bis dahin aufgrund der zur Verfügung stehenden Unterlagen überhaupt nicht ersichtlich, dass Hans das fünfte Kind der Familie war. Das wurde erst, aufgrund der Recherchen und Kenntnisse von Thomas Preiser bekannt. Das wurde bei weiteren Recherchen des Freundeskreises unter anderem von einem Urenkel aus den USA bestätigt. Thomas Preiser hatte Hans Schwarzkopf, als zweitältestes Kind der Familie 1914 in Waldshut geboren, im Rahmen einer Amerika-reise im Mai 1986 besucht. Die Adresse in Brooklyn Ny., Roycestreet 2341, hatte Thomas Preiser in einer Namensliste gefunden, die im Waldshuter Rathaus existierte. Von dort waren

über längere Zeit an Waldshuter, die in alle Welt ausgewandert waren und noch am Geschehen in der Stadt interessiert waren, alljährlich Heimatbriefe mit den wichtigsten Begebenheiten zusammen-gestellt und verschickt worden.



Hans Schwarzkopf mit seiner Frau Sydell New York 1986, Foto: Thomas Preiser

Hans Schwarzkopf fiel aus allen Wolken, beschreibt Thomas Preiser in seinem Buch, als er an der Tür klingelte – trotz telefonischer Voranmeldung. Für Hans Schwarzkopf war es der erste Besuch aus seiner Heimatstadt seit 52 Jahren. Er konnte es nicht fassen, presste die Hände vor das Gesicht. Preiser schreibt in seiner Erzählung: „Hans Schwarzkopf ist Jude, ein waschechter Waldshuter. Klein und schwächling ist der Mann, mitten in den Siebzigern, etwas schwerfällig auf den Beinen. Vor einigen Jahren war er schwer krank, hat sich davon anscheinend nicht mehr so richtig erholt, sein Leiden lässt sich an der fahlen Haut seines Gesichtes ablesen.“

Weiter ist in der Erzählung festgehalten: „Aber die Augen funkeln und leuchten, als er seine Erinnerungen an die Jugendzeit auf dem Tisch in der Küche ausbreitete. Mit zitternden Fingern deutet er auf ein Bild von einer Schulklasse, nennt einige Namen, an die meisten aber kann

er sich nicht mehr erinnern. Heiter sprudelt die Erinnerung, als er eine Strafverfügung aus dem Jahr 1928 in den Händen hält.“ Damals hatte Hans mit Freunden auf dem Spitalplatz Fußball gespielt, was laut Polizeiprotokoll dazu geeignet war, „die Ruhe zu stören“. „Ich war halt ein richtiger Lausub“, erinnerte sich Schwarzkopf mit einem verträumten Lächeln. Umso unverständlicher war es ihm, erzählte er seinem Besuch etwas traurig, dass niemand, weder Freunde, Nachbarn oder Schulkameraden, mit ihm Kontakt aufgenommen oder es, nach seiner Kenntnis, überhaupt versucht hätten.

Flucht über Frankreich und die Schweiz in die USA

In dem Buch „Begegnungen“ ist weiter zu lesen: „Am Hochrhein ist er aufgewachsen, seine Ausbildung erhielt er in Frankfurt. Er hatte gerade seine Lehre beendet, als Adolf Hitler an die Macht kam. In der Mainmetropole erlebte Hans Schwarzkopf Judenhass und Judenverfolgung aus nächster Nähe – er verlor seine Arbeit. Zusammen mit einem Freund flüchtete er nach Frankreich, „mit nix in der Tasche“, wohnte zunächst kurze Zeit in Paris und verdingte sich dann, bei Bordeaux, bei einem Bauern. 15 Francs betrug sein Wochenlohn; das reichte nicht mal für die Zigaretten, aber er hatte wenigstens ein Dach über dem Kopf und etwas zum Essen.“

1934 oder 1935 reiste Hans Schwarzkopf in die Schweiz. Thomas Preiser schreibt: „In Koblenz, direkt an der Schweizer Grenze, traf er sich mit seinen Eltern. Zu diesem Zeitpunkt stand sein Entschluss fest: Er wollte nach Amerika. Ein Onkel bezahlte ihm die Überfahrt, Die Reise ging nach Basel, über Paris nach Le Havre und dann nach New York. Bei einem Cousin, der eine Cafeteria unterhielt, fand er erste Arbeit – als Tischwäscher für zwölf Dollar in der Woche. Schließlich wurde er, nach einigen Monaten, zweiter Koch, richtete Gemüse und Salate an.

Etwa ein Jahr nach seiner Auswanderung folgte ihm 1935 Schwester Ruth nach Amerika, dann Schwester Elisabeth, Bruder Bernhard war der nächste im Bunde, und 1937 entschlossen sich auch die Eltern, zusammen mit dem jüngsten Sohn Erich, in die USA auszuwandern. In der Erzählung „Begegnungen“ ist zu lesen: „Hans Schwarzkopf erinnert sich noch gut daran, wie schwer es war, für alle Familienmitglieder ein Auskommen zu finden.“ In Waldshut aber waren die Schwarzkopfs Repressalien und Bedrohungen ausgesetzt gewesen.

Als Soldat in deutscher Gefangenschaft

Weiter ist in dem Buch „Begegnungen“ zu lesen: „Und trotz aller Vorsorge waren auch für die Schwarzkopfs in Amerika die Kriegswirren spürbar. Hans musste zur amerikanischen Armee. Er wurde in Nordafrika eingesetzt und geriet dort gegen General Rommel in deutsche Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Rückkehr fand Hans Schwarzkopf Arbeit in einer Strickerie, die er, als er nun vor wenigen Jahren so krank wurde, aufgab und in den Ruhestand ging. Sein Bruder Erich hat sich in New York ein Möbelgeschäft aufgebaut, Bruder Bernhard ist Staatsbeamter in New Jersey.“

Während Hans Schwarzkopf seinem Besuch aus Waldshut seine Lebensgeschichte erzählte und seine Frau Sydell den unverhofften Gast bewirtet, fällt ihm, wie Thomas Preiser schreibt, plötzlich auf, „dass er die deutsche Sprache, den Dialekt, ganz und gar noch nicht verlernt hat. „Gell“, meinte er, das geht noch ganz gut.“ Und immer wieder zeigte er sich ganz gerührt, dass sich überhaupt noch jemand vom Hochrhein an ihn erinnert, dass seine Familie dort nicht vergessen scheint.“ Am 24. Juni 1992 starb Hans Schwarzkopf, 78jährig, auch seine Frau Sydell, geborene Edelson, ist gestorben. Die beiden hatten am 25. Juni 1950 geheiratet. Der Sohn, David Schwarzkopf, geboren 1965, wohnt in Philadelphia.

Quellen:

- Petri Dieter: „Die Tiengener Juden“, 1982
- Thomas Preiser: „Begegnungen“, 1989



*Das Stoffgeschäft der Familie Schwarzkopf (Firma Jacob Wolf) in der Kaiserstraße 66
Foto: Stadtarchiv Waldshut-Tiengen*



*Familie Schwarzkopf, New York 1971
Hintere Reihe von links:
Erich, David (Sohn von Hans), Hans*

Der Gerichtsprozess von 1947

Die juristische Aufarbeitung der Reichspogromnacht in Tiengen
von Gebhard Kaiser

Wie kam es zur Reichspogromnacht am 9. November 1938?

Am 7. November 1938 verübte der 17-jährige polnische Jude Herschel Grynszpan in Paris ein Attentat auf den deutschen Botschaftssekretär Ernst Eduard vom Rath. Am 9. November 1938 starb dieser an den Folgen seiner Verletzungen. Hitler und Göbbels erkannten dies sofort als die Gelegenheit, die Juden als Verschwörer darzustellen und gegen sie vorzugehen. Sie verbreiteten die Theorie, dass der Attentäter im Auftrag des Weltjudentums gehandelt habe. In der folgenden Nacht wurden in Deutschland mehr als 1400 Synagogen angezündet oder geplündert, zahlreiche jüdische Friedhöfe, Geschäfte und Wohnungen zerstört. Über 30000 Juden wurden in Konzentrationslager überführt und etwa 400 ermordet oder in den Suizid getrieben. Die Propaganda der Nationalsozialisten deklarierte diese Übergriffe als Folge des „spontanen Volkszorns“. In Wirklichkeit war es eine von der Nazi-Führung in Berlin gesteuerte „inszenierte Empörung“.

Was spielte sich damals in Tiengen ab?

In Tiengen trafen sich am Nachmittag des 9. Novembers zahlreiche SA-Mitglieder im Gasthaus Hirschen. Diese waren aus dem ganzen Klettgau einbestellt worden. Sie besprachen ihre Vorhaben und setzten diese anschließend in die Tat um. Die Männer waren entschlossen, in der Stadt mal „richtig aufzuräumen“. Eine Gruppe zog zum jüdischen Friedhof in die Feldbergstraße. Dort rissen sie nahezu alle Grabsteine aus der Verankerung und zertrümmerten einen Großteil von ihnen. Danach sah der Friedhof wie ein Schlachtfeld aus. Eine weitere Gruppe nahm sich die Synagoge vor. Angeblich sollte diese auch angezündet

werden, was aber von Feuerwehrleuten verhindert wurde. Sie argumentierten, dass ein Feuer in der Synagoge auf die gesamte Altstadt übergreifen könne. Deshalb „beschränkte“ man sich darauf, das gesamte Inventar der Synagoge zu plündern und zu zertrümmern. Was übrig war, wurde im Synagogenraum auf einen Haufen aufgetürmt. Darauf stellten sich die Täter darauf zu einem Gruppenfoto auf. Am Folgetag wurde das übrig gebliebene Synagogeninventar auf dem Marktplatz verbrannt.

Am Abend zogen die Nazis grölend und singend durch die Stadt, zerstörten jüdische Geschäfte, drangen in jüdische Wohnungen ein. Sie misshandelten die jüdischen Mitbürger. Abschließend wurden Männer wie Frauen auf Lastwagen verladen und im Waldshuter Gefängnis in Schutzhaft genommen. Während die Frauen am nächsten Tag entlassen wurden, wurden die Männer ins Konzentrationslager Dachau deportiert. Dort kamen der Schuhhändler Julius Guggenheim und der Religionslehrer Heimann Rabbinowicz ums Leben. Vermutlich wurden sie ermordet. Die übrigen Tiengener Juden wurden nach einigen Wochen wieder entlassen.

Die bei den Plünderungen der Geschäfte und Wohnungen entwendeten Gegenstände wurden von den Nazis im Schwimmbad in einem Raum gesammelt und später im Saal des Gasthauses Ochsen zugunsten des nationalsozialistischen Winterhilfswerks zum Verkauf angeboten. Bemerkenswert ist, dass den Plünderern öffentliche Räume zur Lagerung ihrer Beute zur Verfügung gestellt wurden. Dies ist ein Hinweis darauf, dass Bürgermeister Gutmann diese Aktion unterstützt haben muss.



Nach der Plünderung und Zerstörung der Synagogeneinrichtung in Tiengen stellten sich die Beteiligten auf dem Trümmerhaufen zum Gruppenfoto auf. Dieses Foto war ein Hauptbeweisstück im Waldshuter Prozess von 1947. Die Verteidigung bestritt allerdings die aktive Beteiligung der abgebildeten Personen. Das Bild beweise nur deren Anwesenheit beim Gruppenfoto. Bild: Klettgaumuseum Tiengen, jüdisches Zimmer

Der Gerichtsprozess im Frühjahr 1947

Nach dem Krieg wurden wegen dieser Ereignisse zahlreiche beteiligte Personen verhaftet und beim Landgericht Waldshut wegen Landfriedensbruch angeklagt. Der Prozess begann im Frühjahr 1947.

In seinem Artikel „Die Synagogenstürmer von Tiengen“, vom 01.07.1947, berichtet der Südkurier über diesen Prozess. Er benennt die zehn Angeklagten mit Namen, Beruf und Wohnort. Unberücksichtigt bleiben zwei im Krieg gefallene Täter. Dem ehemaligen SA-Sturmführer Heller, der sich zu dieser Zeit noch in englischer Kriegsgefangenschaft befindet, soll nach der Rückkehr der Prozess gemacht werden.

Hauptbeweismittel der Anklage sind Bilder aus der Pogromnacht, unter anderem auch das Gruppenfoto aus der Synagoge.

Zum Prozessbeginn wird das Verfahren gegen Ex-Bürgermeister Gutmann abgetrennt, um weitere Ermittlungen zu ermöglichen.

Zum Prozessverlauf berichtet der Südkurier fast resignierend: „Eine genaue Rekonstruktion der Tiengener Ereignisse ist nicht mehr möglich; die Aussagen der Zeugen und der Angeklagten sind zu widersprechend und (nach berühmtem Muster) wird den Toten und Abwesenden die Hauptschuld aufgebürdet.“

Die Verteidigung und die Angeklagten verfolgen eine klare Strategie:

Die Fotos seien lediglich ein Beweis dafür, dass diese Personen am Tatort anwesend waren, nicht jedoch für ihre Tatbeteiligung. Außerdem hätten die tatsächlich Beteiligten auf Befehl von oben gehandelt.

Letzteres ist doch verwunderlich, da die Taten

sich damals ja als Folge des „spontanen Volkszornes“ ereignet haben sollen.

Am Ende des zweitägigen Prozesses forderte Oberstaatsanwalt Moor Strafen von 1-3 Jahren Zuchthaus für die vier Haupttäter und 6 Monate Gefängnis für die übrigen Angeklagten. Außerdem plädierte er bei allen Angeklagten für die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte.

Zum Urteil berichtet der Südkurier: „Die Strafkammer des Landgerichts Waldshut schloss sich entgegen den Anträgen des Staatsanwaltes dem Standpunkt der Verteidigung an und fällte gegen die neun Angeschuldigten folgende Urteile...

Die Strafen betragen 26 und 24 Monate Zuchthaus sowie 7 Monate Gefängnis für die drei Haupttäter. Da allen dreien die Untersuchungshaft angerechnet wird, kann einer der Hauptangeklagten den Gerichtssaal als freier Mann verlassen. Alle übrigen Angeklagten werden freigesprochen. Keinem der Täter werden die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt, wie dies der Staatsanwalt gefordert hatte.

Die nationalsozialistischen Netzwerke in der Nachkriegsjustiz

Der Landtag von Schleswig-Holstein ließ in einer Studie durch den Historiker Prof. Dr. Uwe Danker untersuchen, inwieweit Juristen und Verwaltungsbeamte der Nachkriegszeit mit dem NS-Regime verstrickt waren. Die Ergebnisse wurden im Mai 2021 präsentiert und sind wenig überraschend. Die Verstrickung war weit größer als erwartet. Viele Stellen in der neuen Verwaltung waren mit alten Nazis besetzt, auch zahlreiche Führungspositionen. In der Justizverwaltung gab es regelrechte Netzwerke alter Nazis, die sich gegenseitig deckten und unterstützten. Ob diese den Waldshuter Prozess beeinflussten, lässt sich nicht rekonstruieren.

Dass ein diesbezüglicher Verdacht nicht aus der Luft gegriffen sein muss, darauf deutet ein

Ereignis aus dem Jahre 1997 hin. Der Tiengener Manfred Emmerich war ein wichtiger Forscher der lokalen jüdischen Geschichte. Er wandte sich an das Staatsarchiv Freiburg, um die Beweisbilder des Prozesses aus der Pogromnacht zu erhalten. Er erhielt die lapidare Antwort: „Fotos, die sich ursprünglich bei der Gerichtsakte befanden, sind nicht mehr vorhanden.“

Dies bedeutet im Klartext, dass die Hauptbeweismittel im Staatsarchiv nicht mehr auffindbar sind!

Dass einige der Bilder später trotzdem auftaucht sind, verdanken wir Zufällen und hilfsbereiten Mitbürgern.

Der Gutmann – Heller Prozess im Oktober 1947

Am 06.10.1947 wird der Prozess gegen den SA-Sturmführer Heller und den Ex-Bürgermeister Gutmann eröffnet. Auch hier argumentiert die Verteidigung wie im vorherigen Prozess. In die Enge getrieben, berufen sich die Angeklagten auf Erinnerungslücken. Der Südkurier schreibt in einem Artikel vom 14.10.1947: *„Während Gutmann ein typischer „feiner Maxe“ war, der sich nie bei der Durchführung einer peinlichen Situation in den Vordergrund stellte, war Heller der Musterbüttel, wie ihn die Partei brauchte. Er blieb auch auf der Anklagebank der primitive Söldner, und sein Entschuldigungsgestammel erweckte nur das Mitleid des Gerichts. Um wieviel geschickter war dagegen Gutmann in seiner Verteidigung, die nichts außer Acht ließ, was zu seinen Gunsten sprach.“*

Schließlich forderte der Staatsanwalt für Gutmann 2 ½ Jahre und für Heller 4 ½ Jahre Zuchthaus.

Im abschließenden Urteil erhält Gutman eine Zuchthausstrafe von 1 ½ Jahren, Heller von 3 Jahren. Vermutlich wurde auch ihnen die Untersuchungshaft angerechnet.

Der Südkurierartikel gibt interessante Einblicke in den Charakter von Gutmann: „ Im Schlusswort zog Gutmann noch einmal alle Register seines rhetorischen Talents, unterstrichen durch einige Tränenausbrüche,

die ihre Wirkung auf die zahlreichen Zuschauer nicht verfehlten, auf den kühlen und erfahrenen Richter aber wenig Eindruck machte. Er hatte die Rolle des Verblendeten eine Nuance zu gut gespielt, um ernst genommen zu werden.“



Am 10. November 1938 verbrannten die Nationalsozialisten die zertrümmerte Synagogeneinrichtung auf dem Marktplatz von Tiengen. Bild: Klettgaumuseum Tiengen, jüdisches Zimmer

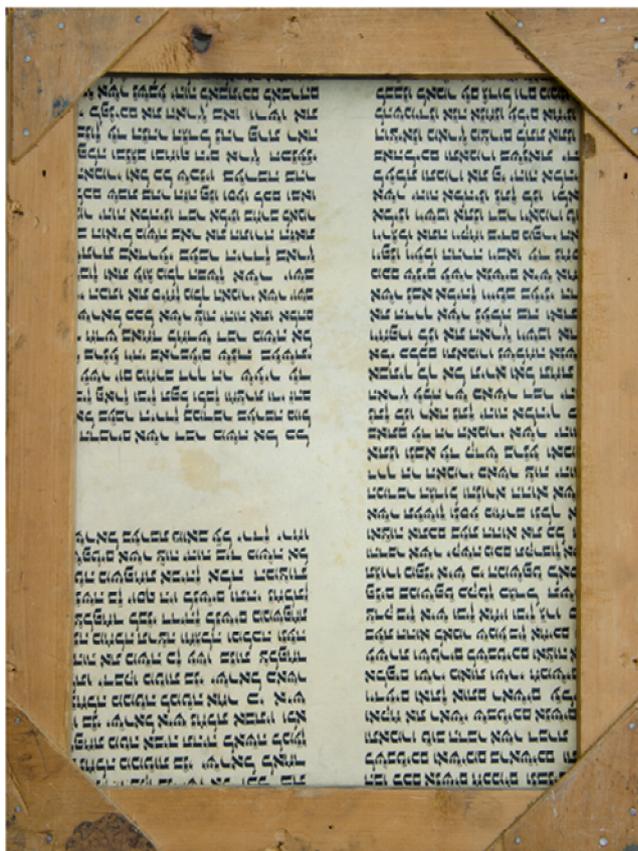
Quellen:

- Erwähnte Südkurier-Artikel von 1947
- Persönliche Aufzeichnungen von Manfred Emmerich nach Archivbesuchen

Die zwei Seiten eines Gemäldes

Ein Soldatenportrait auf der Rückseite eines Tora-Fragments

Von Gebhard Kaiser



Fotos: Gebhard Kaiser

Im Januar 2022 erhielt der Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen (FJL) die Anfrage eines Bürgers der Gemeinde Klettgau. Seine Mutter hatte ihm als einzige Erinnerung an seinen im Krieg gefallenen Vater ein handgemaltes Portrait hinterlassen. Das Bild zeigt einen jungen deutschen Luftwaffen-offizier aus dem zweiten Weltkrieg. Verwunderlich fand der Besitzer allerdings die seltsamen Schriftzeichen auf der Rückseite. Da er vermutete, dass es sich um einen hebräisch geschriebenen Text handeln könnte, wandte er sich an den Freundeskreis jüdischen Lebens in Waldshut-Tiengen.

Der rückseitige hebräische Text

Der Freundeskreis jüdisches Leben leitete Kopien des Bildes an den Fachmann Dr. Joachim Hahn weiter. Dieser stellte fest, dass es sich bei dem Text um den Übergang vom 4. Buch Mose (Numeri) zum 5. Buch Mose (Deuteronomium) handelt. Inhaltlich sind es Gesetzestexte. Dr. Hahn kam letztlich zu dem Schluss, dass der Maler die freie Rückseite einer Original-Torarolle als „Leinwand“ verwendet haben muss.

Die Tora ist die Heilige Schrift der Juden und wird grundsätzlich auf handgefertigtem Pergament aus der Haut koscherer („reiner“) Tiere geschrieben, also vom Lamm oder von Ziegen. Eine Sichtkontrolle der Bildrückseite bestätigte, dass dies bei dem Bild zutrifft.

Da die Tora den Juden heilig ist, kann sie nur auf illegalem Weg in die Hände des Malers gelangt sein. Das Porträt entstand in den Jahren 1941/42. Somit spricht vieles dafür, dass das Tora-Fragment während des Russlandfeldzuges aus einer russischen Synagoge entwendet wurde.

Deshalb bat der Freundeskreis jüdisches Leben den Besitzer, das Bild möglichst einem jüdischen Museum zu vermachen. Dieser zeigte sich dafür sehr aufgeschlossen. Da er seine Jugendzeit in Bregenz verbracht hatte, entschied er sich für das jüdische Museum in Hohenems. Diese erfolgte am 24.07.2022.

Das Portrait

Hinter dem Porträt auf der Vorderseite verbirgt sich ein trauriges menschliches Schicksal. Es zeigt den Luftwaffenoffizier Wilhelm Paul Georg S. (*1914) aus Breslau. 1941/42 nahm er als Oberarzt am Russlandfeldzug teil. An der Ostfront lernte er Gertrud Martha E. (*1915) aus Mönchengladbach-Odenkirchen kennen. Diese war als Stenotypistin in einem Stabsbüro tätig. Die beiden heirateten 1942. Im Herbst 1942 wurde die Einheit von Wilhelm S. nach Stalingrad verlegt. Dort kam er am 24.12.1942 auf tragische Weise ums Leben. An Heiligabend kollidierte sein Flugzeug in dichtem Nebel mit einer anderen deutschen Maschine. Im Juni 1943 kam sein Sohn zur Welt, für den dieses Bild die einzige Erinnerung an seinen Vater darstellt.

Eine überraschende Parallele

Im Frühjahr 2022 besuchte ich die Dauerausstellung im Haus der Geschichte Baden-Württembergs in Stuttgart. In der Abteilung zur Geschichte des Nationalsozialismus in Baden-Württemberg entdeckte ich zwei Bilder von frappierender Ähnlichkeit. Die Übereinstimmungen sind erstaunlich. Auch die Stuttgarter Bilder sind auf Tora-Fragmente gemalt. Orientiert man sich an den rückseitigen Texten, so stehen die Portraits auf allen Bildern auf dem Kopf. Alle Bilder entstanden 1941/42 an der Ostfront. Allen Portraits dienten Fotos als Vorlage.

Es spricht einiges dafür, dass die drei Bilder vom gleichen Maler stammen.

Das jüdische Museum Hohenems wird weitere Untersuchungen anstellen.

Die Bilder im Haus der Geschichte in Stuttgart:



Fotos: Gebhard Kaiser

Bei den Bildern im Haus der Geschichte hängt folgende Erläuterung:

164 Portrait von Alfred Mayer auf der Rückseite einer geschändeten Thorarolle

Portrait von Hedwig Mayer auf der Rückseite einer geschändeten Thorarolle

Um 1942, Leihgaben von Helmut Schneck, Tübingen-Lustnau

Alfred Mayer nahm von 1939 bis 1945 als Soldat am Zweiten Weltkrieg teil. Zwischen Juli 1941 und Februar 1943 war er in Kharkiv (Ukraine) stationiert. Ob er in die Ermordung der Juden in Osteuropa involviert war, ist ungeklärt. Es ist jedoch davon auszugehen, dass er an Verfolgungsmaßnahmen beteiligt war, da sich in seinem Nachlass Fotografien der Deportation der Juden in Südostgalizien befinden. Die Portraits von ihm in Wehrmachtsuniform und seiner Frau entstanden um 1942 auf der Grundlage von Fotos. Beide wurden auf Teile derselben geschändeten Thorarolle gemalt. Die Bilder hingen im Schlafzimmer des Ehepaares.

Foto: Gebhard Kaiser

31.03.2022/ Gebhard Kaiser

Das Judenäule im Rhein bei Waldshut

Die mysteriöse Judeninsel im Rhein

Von Gebhard Kaiser

Judenäule = alemannisch: Judeninselchen

Nach meinem Abitur absolvierte ich 1969 ein Praktikum bei den Lonza-Werken in Waldshut. Die Mittagspause verbrachte ich häufig mit Lehrlingen am Rheinufer. Immer wieder faszinierte uns eine Insel im Rhein, deren Bedeutung keiner wirklich kannte. Einer von uns vermutete vom Hörensagen, dass sich dort ein jüdischer Friedhof befände. Allerdings gab es keinerlei Anzeichen, die dies bestätigt hätten. Ein ähnliches Halbwissen herrschte auch in der übrigen Bevölkerung.

Tatsächlich befand sich ehemals in unmittelbarer Nähe ein jüdischer Friedhof, der von den jüdischen Gemeinden Emdingen und Lengnau im Schweizer Surbtal benutzt wurde. Dieser lag aber nicht auf der Insel Mühlegrien (Grien =

alemannisch Kies, Mühlegrien = Kiesbank bei der Mühle) in der Rheinmitte, sondern auf einer Insel am deutschen Rheinufer, eben dem Judenäule. Im Laufe der Jahrhunderte war diese verlandet und zu einer Halbinsel geworden.

Die Pacht- und Besitzverhältnisse

Im 17. Jahrhundert wurde die Insel von der Stadt Waldshut an die Juden der Grafschaft Baden verpachtet, zur Nutzung als Begräbnisstätte. Landgerichtsdirektor Birkenmayer benennt in seiner „Geschichte der Stadt Waldshut“ von 1889 (Seite 169) als ältestes Datum für die Verpachtung das Jahr 1607, leider ohne Quellenangabe.



Blick von der deutschen Rheinseite nach Koblenz (Schweiz) mit den beiden Inseln Judenäule und Mühlegrien um 1750
Bild: Wikimedia

In dem 1663 neu angelegten Abgabenverzeichnis (Urbarium) der Stadt Waldshut ist unter den Ausständen aufgeführt:

«Item die gemeinen Juden zu Lenglaw vnnd andere, so mit ihnen Interessirt sind, geben jerlich von dene grebnuß (Begräbnis) vnden am spitz in gefaseltem Kessel Eüwlin auff das neue jahr an gelt zuo rechtem jahrszinns 4 fl.»
(Birkenmayer, Geschichte der Stadt Waldshut, S.285)

Die Juden hatten demnach für die Begräbnisstätte am untersten spitzen Ende der kleinen Auinsel jährlich zu Neujahr 4 Gulden Pachtzins zu bezahlen.

1689 änderte die Stadt Waldshut die Pachtbedingungen. An Stelle des jährlichen Pachtzinses überließen die Juden der Stadt ein zinsloses Darlehen von 300 Gulden. In dem im Stadtarchiv erhaltenen „Bestandtsbrieff“ sind folgende Bedingungen festgelegt: Mit der Rückzahlung des Darlehens geht die Insel wieder an die Stadt über und die Juden sind gezwungen, neue Pachtbedingungen auszuhandeln. Dieser Vorgang wiederholte sich später mehrfach, wobei die finanzielle Belastung der Juden jedes Mal größer wurde.

1750 erhielten die Aargauer Juden die Erlaubnis, zwischen Endingen und Lengnau einen neuen Friedhof anzulegen. Damit endeten auch die Bestattungen auf dem Judenäule. Die Juden besuchten die Insel nur noch an den Todestagen ihrer Verstorbenen oder im Herbst vor den hohen jüdischen Feiertagen. 1805 stellen die Juden ihre Pachtzahlungen an die Stadt Waldshut ein.

1813 verklagt die Stadt die Schweizer Juden vor dem Bezirksgericht Zurzach. Daraufhin wurde im November 1813 ein Kaufvertrag abgeschlossen, mit dem die Insel in den Besitz der Aargauer Juden übergang. Auf diese Weise sicherten die Juden den Fortbestand des Friedhofes.

1899 erstellte die Stadt Waldshut ein neues Grundbuch. Da im bisherigen Grundbuch für das Judenäule keine Eigentümer eingetragen waren, wurde die Insel in einem Aufgebotsverfahren dem badischen Staat übertragen. Die Schweizer Juden hatten dem Verfahren keine Beachtung geschenkt.

Der Verfall

Von da ab begann der Friedhof auf dem Judenäule zusehends zu verwahrlosen.

Jährliche Überschwemmungen bewirkten eine zunehmende Zerstörung. Die Fluten rissen Grabsteine und ganze Teile des Judenäules mit. Als Schutzmaßnahme ließ die Badische Regierung 1850 den landseitigen Flussarm verschließen und die Insel verlanden.

In den 1860er-Jahren versuchte der Rabbiner Dr. Meyer-Kaysersling aus Endingen-Lengnau zusammen mit dem Kulturverein der Israeliten in der Schweiz, den Friedhof auf dem Judenäule wieder in einen würdigen Zustand zu versetzen. Ende der 1870er-Jahre wollte der Zürcher Rabbiner Dr. Alexander Kisch die Restauration abschließen. Er bekam jedoch Schwierigkeiten von Seiten der Badischen Regierung. Diese erklärte, dass die Insel nicht zum Großherzogtum gehöre. Die Aargauische Regierung erachtete sich ebenfalls für nicht zuständig. Wie bereits geschildert, wurden die Besitzverhältnisse erst durch ein Aufgebotsverfahren im Jahr 1899 endgültig festgelegt.

Weitere Bestrebungen von jüdischer Seite, den Friedhof wiederherzurichten, wurden durch den 1. Weltkrieg verhindert.

Nach dem Krieg erinnerte der Zürcher Rabbiner Dr. Littmann mit diversen Zeitungsartikeln an den vergessenen Friedhof, der sich in einem desolaten Zustand befand.

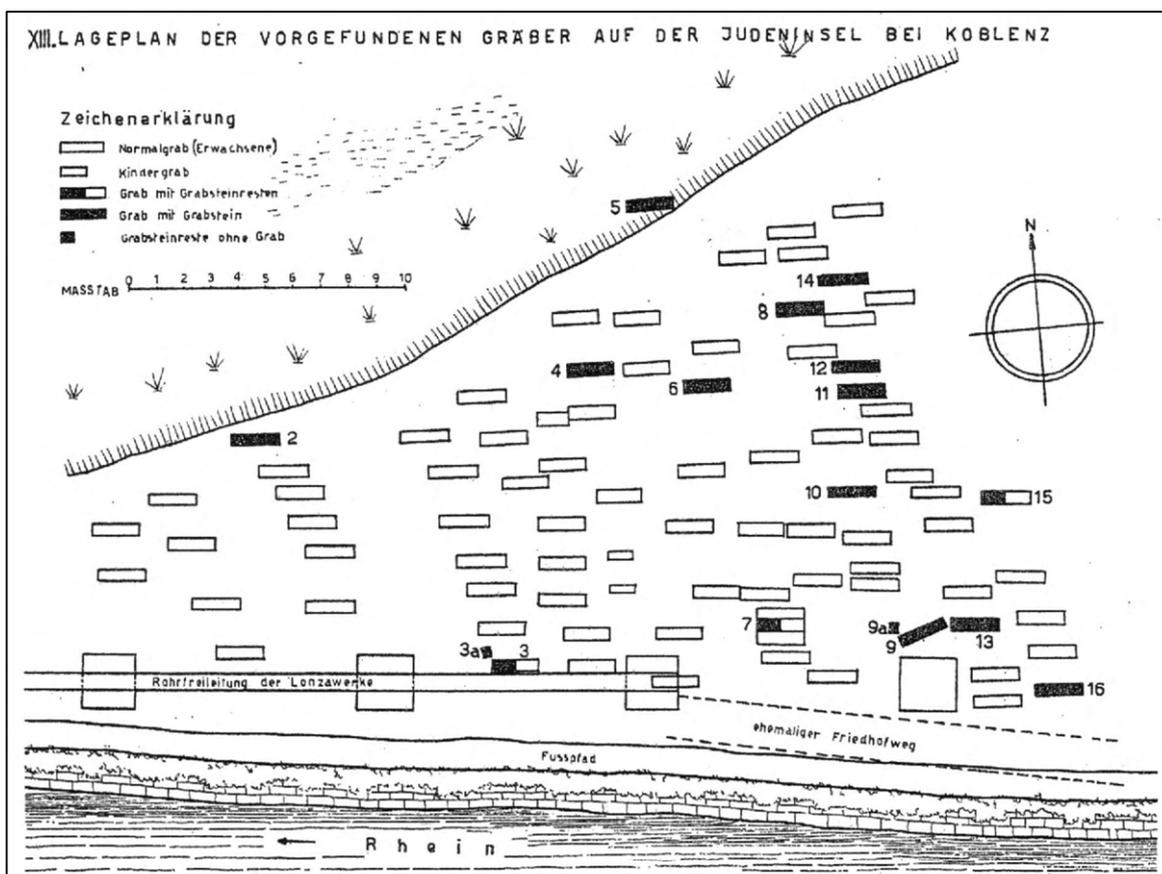
Der jüdische Lehrer Siegfried Simon aus Lörrach besuchte 1924 das Judenäule und stellte fest, dass zahlreiche Grabsteine entwendet worden waren. Er meldete dies dem Jüdischen Oberrat, der bei der Staatsanwaltschaft Waldshut Anzeige erstattet. Nachdem diese den Diebstahl bestätigt hatte, wurde der Waldshuter Denkmalpfleger Prof. Heck beauftragt, die wenigen verbliebenen Steinfragmente wieder aufzustellen. Zudem wurde die Insel unter den Schutz des Waldshuter Bezirksamtes gestellt.

Zwei Jahre später berichtet Emil Dreyfus im Israelitischen Wochenblatt 1926/Nr.6, dass von den 30 Steinen, die er noch vor 50 Jahren auf dem Friedhof gesehen habe, jetzt kaum noch ein halbes Dutzend vorhanden seien; viele Steine seien dem Vandalismus der Bevölkerung zum Opfer gefallen und in nächster Nähe zu Baumaterialien verwendet

worden. Er regte an, der vor kurzem entstandene Verein für den Friedhof Endingen-Lengnau solle sich auch der Judeninsel annehmen (Zitat aus [1], S. 10). Dreyfus fertigte auch einen Lageplan des Friedhofes, den er mit seinem Bericht veröffentlichte.

Dieser Lageplan zeigt auch, dass die Lonza-Werke eine Rohrleitung am Rand des Friedhofs entlang verlegt hatten, die teilweise über Gräber hinweg verlief. Dies zeigt, wie wenig die sakrale Bedeutung des Friedhofes und die Totenruhe der Verstorbenen damals respektiert wurden.

In der Reichspogromnacht 1938 blieb das Judenäule unberührt, während der jüdische Friedhof in Tiengen völlig zerstört wurde. Vermutlich lag das daran, dass der Friedhof auf dem Judenäule nahezu in Vergessenheit geraten war und die Inseln Judenäule und Mühlengrien meist verwechselt wurden.



Lageplan des Friedhofes auf dem Judenäule von 1926 von Emil Dreyfus,
Bild: Israelitisches Wochenblatt vom 06.11.1925

Die Überführung

Im Jahre 1951 stieß die jüdische Historikerin Florence Guggenheim-Grünberg im Archiv auf den Pachtvertrag von 1747. Dieser veranlasste sie, der Geschichte der Judeninsel bei Koblenz nachzugehen. Im Mai 1953 besuchte sie erstmals den dortigen Friedhof. Sie fand nur noch wenige Grabsteine vor, teils noch stehend, teils umgefallen. Der Waldshuter Stadtarchivar Durst bot an, die Grabsteine zum Schutz vor weiterer Zerstörung und Diebstahl ins Waldshuter Heimatmuseum zu überführen. Daraufhin veröffentlichte Florence Guggenheim-Grünberg im «Israelitischen Wochenblatt» vom 8. Mai 1953 einen Aufruf mit dem Titel «Wer rettet das Judenäule bei Koblenz?».

Dies veranlasste den «Verein für Erhaltung und Unterhaltung des Friedhofes Endingen-Lengnau», initiativ zu werden.

In einer Besprechung mit dem Waldshuter Bürgermeister teilte dieser mit, dass im Rahmen der zukünftigen Schiffbarmachung und Regulierung des Rheines das Judenäule abgetragen werde. Er legte fertige Pläne für den Bau eines Industriefahrs an dieser Stelle vor.

Damit blieb für die jüdische Seite nur eine Lösung, die Überführung der Gebeine und Grabsteine auf den jüdischen Friedhof Endingen-Lengnau. Im November 1954 erteilte das Regierungspräsidium Freiburg die Bewilligung dazu. Die Überführung wurde unter Leitung des aargauischen Kantonarchäologen Dr. Reinhold Bosch unverzüglich in Angriff genommen und am 19.12.1954 mit der feierlichen Beisetzung der Gebeine abgeschlossen.

Nochmalige Sondierungsgrabungen ergaben, dass sich noch weitere Gräber auf dem alten Friedhof befanden. Deshalb wurden 1955 die Überführungsarbeiten neu aufgenommen. Letztlich wurden insgesamt mehr als 80 Gräber überführt.

Die Grabsteine wurden auf dem Friedhof Endingen-Lengnau an der westlichen Mauer aufgestellt. Dort sind auch die überführten

Gebeine begraben. An der Mauer wurde folgende Gedenktafel angebracht:



IN DIESER GRABREIHE RUHEN DIE GEBEINE AARGAUISCHER JUDEN, DIE AUF DER JUDENINSEL IM RHEIN BEI KOBLENZ BESTATTET WURDEN >UM 1650-1750< IHRE ÜBERFÜHRUNG AN DIESE STÄTTE ERFOLGTE 1954/55 Foto: alemannia-judaica.de



Vom Judenäule überführte Grabsteine an der Westmauer des jüdischen Friedhofs Endingen-Lengnau, Foto: Gebhard Kaiser

Das Judenäule heute

Längst haben sich die Pläne zur Schiffbarmachung des Hochrheins und zum Bau eines Hafens zerschlagen. Die Lonza-Werke haben ihre Niederlassung in Waldshut geschlossen und abgebaut. In den Jahren 2003/04 wurde das Judenäule renaturiert und wieder als Insel hergestellt. Heute gibt es dort eine Aussichtsplattform des BUND zur Beobachtung der einzigartigen Tier- und Pflanzenwelt.

Anhänge zum Judenäule: (Transskriptionen übernommen aus [1])

Der Bestandsbrief von 1689

Abschrift des Originals

Bestandsbrieff zwischen der Stadt Waldshuet und der Judenschafft in der Graffschafft Baden im Ergäw, über das Aewlin zwischen Rhein bey Coblentz. (27. Juli 1689)

Wir Schuldtheis Bawmeistere und Rath der Österreichischen Stadt Waldshuet bekhennen und thuen Khundt hiemit, das Wir der in der Graffschafft Baden im Ergäw sich befindender Judenschafft das sogenannte Äwlin zwischen Rhein bey Coblentz, in hiessiger Stadt Jurisdiction Grundt und Boden gelegen, Nutz mit allem seinem Begriff, zu nutzen = und Ihre bis anhero alda gehabte Begräbnus Ihrer abgestorbenen noch ferners darinn zuhaben, dergestalten verwilliget und übergeben, das Sie dargegen ahn stat des sonsten davon gehabtten Jährlichen Zinnses, von selbiger nutzung und Begräbnus alhiesiger Stadt dreyhundert gulden paren gelts hiesiger Landtswehrung einlifern, das Aigenthumb aber solchen Äwlin uns und hiesiger Stadt wie vorhero, mit aller gerechtsame ein als anderen weeg verbleiben, Sie die jeweilige Juden aber in besagter Graffschafft solches Äwlin nuhn hinfüro ohne alle Beschwerus (ausser des Zehnelens) Innhaben, nutzen, brauchen, dasselbige Eifern, und von abgang und hinweg reissung des allerseits darumb lauffenden Rheins möglichst schirmen und schützen, von solcher Nutzung und Ihrer daselbst habender Begräbnus hinfürtahn auch kheinen Zinns mehr geben = Wir auch oder Unsere Nachkhommen von gemeiner Statt Ihnen Juden von solche dreyhundert gulden eben messig einigen Zinns zu erlegen nit schuldig sein sollen = Mit diesem austruckenlichen Beding, wan Wiir oder Unsere Nachkhommen von gemeiner Statt wegen die 300 fl. wider erlegen werden, die gemelte

Bedeutung in heutiger Sprache

Bestandsbrief (Pachtvertrag) zwischen der Stadt Waldshut und den Juden der Grafschaft Baden im Aargau, über das Inselchen im Rhein bei Koblenz.

Wir, der Bürgermeister, Baumeister und Gemeinderat der österreichischen Stadt Waldshut geben hiermit bekannt, dass wir den Juden der Grafschaft Baden im Aargau das sogenannte Äule im Rhein bei Koblenz, im Gerichtsbezirk und in der Gemarkung der unserer Stadt gelegen, verpachtet haben und gestatten, es weiter zu nutzen und die bisher dort durchgeführten Begräbnisse ihrer Verstorbenen auch weiterhin durchzuführen.

Die Bewilligung erfolgt unter der Bedingung, dass sie statt des bisherigen jährlichen Pachtzinses für die Nutzung und die Begräbnisse unserer Stadt dreihundert Gulden in unserer Landeswährung bar bezahlen (als Kredit) die Eigentumsrechte des Äule aber wie zuvor mit allen Vorrechten auf jeden Fall bei uns und unserer Stadt verbleiben.

Die Juden in besagter Grafschaft dürfen das Äule zukünftig ohne weitere Belastungen (außer des Zehnten) nutzen und sollen sich mit Eifer darum bemühen, es vor Landabrissen des darum herum fließenden Rheines möglichst abzuschirmen und zu schützen.

Dafür müssen sie für die Nutzung und zukünftige Begräbnisse keinen Pachtzins mehr bezahlen. Wir und/oder die Nachkommen unserer Stadt sind nicht verpflichtet, für die geliehenen 300 Gulden einen Zins zu bezahlen.

Es gilt die ausdrückliche Bedingung: Sobald wir von Seiten der Stadt oder unsere Nachkommen die 300 Gulden zurückbezahlen, müssen die Juden das Äule wieder an die Stadt abtreten, damit der vorherige Rechtszustand wiederhergestellt

Judenschafft, als dan solches Äwlin wider abtretten, darmit alles wider in vorigen standt khommen, solches auch der Statt selbsten zu nutzen oder ander werts zu verleyhen Befrey stehen =

Sie Juden auch umb Ihrer noch ferners darin Verlangende Begräbnus, wider von Newern anzuhalten schuldig sein sollen.

Wan man nuhn dessen allerseits also zufrieden. gewesst, Sie Juden auch die bemelte 300 fl. heüt dato zu Unseren Handen also par erlegt, darumben wür auch dieselbe in Crafft dis hiemit quittieren; —

Also seindt darüber zwen gleichlautende Bestandsbrieff, von einer Handt verfertiget, und zu wahren Urkhundt dessen mit Unserer Statt fürgetruckhtem Insigel, und anderseits mit Marm Gugenheim, und Simon Mauss in namten gesambter Judenschafft aigener Handen und fürgetruckhten petschafften Bekräftiget worden. Beschehen Waldtshuet d. 27. July ao. 1689.

(Siegel v. Waldshut)

*(hebräische Unterschrift und Siegel:
ich, Mahram Gugenheim bezeuge wie obsteht und habe besiegelt)*

*(hebräische Unterschrift und Siegel:
ich, Simon. b. Meir bezeuge wie obsteht mit Siegel)*

wird. Die Stadt kann es dann selbst nutzen oder anderweitig verpachten.

Um weiterhin notwendige Begräbnisse durchführen zu dürfen sind die Juden dann angehalten, einen neuen Pachtvertrag abzuschließen.

Da alle mit dieser Abmachung zufrieden sind und die Juden die vereinbarten 300 Gulden uns heute bar übergeben haben, bestätigen wir das Inkrafttreten dieses Vertrages.

Es wurden zwei gleichlautende Bestandsbriefe von gleicher Hand gefertigt und zur Beurkundung mit dem Siegel unserer Stadt beglaubigt. Im Namen der Juden wurde diese von Marm Gugenheim und Simon Mauss unterschrieben und gesiegelt.

Waldshut, den 27. Juli 1689

Kaufvertrag über die Judeninsel vom 29. November 1813

Nachdem über den — unterm 6. April 1747 zwischen der Judenschaft zu Lengnau und Endingen, und der Stadt Waldshut gemachten Bestandsaccord¹ — über das der genannten Judenschaft von der Stadt Waldshut in Bestand gegebene sogenannte Judenäule Stadt Waldshutischen Eigenthums, Gemarkung und Jurisdiction² — bei Koblenz im Rhein gelegen, rücksichtlich des hievon zu bezahlenden Zinses pro jährlich zehn Gulden ab Seite der gedachten Judenschaft Anstände gemacht worden sind, indem dieselbe der Meynung war, den im Eingang benannten Bestandsaccord nicht mehr halten zu müssen: So hat man sich ab Seite der Stadt Waldshut deshalb an das Wohllöbl. Bezirksgericht in Zurzach gewendet, und sofort auch durch Aufstellung eines eigenen Fürsprech³ bei dem ebenbelobten Gerichte den in Frage liegenden Gegenstand zur gerichtlichen Entscheidung anhängig gemacht. Hierauf hat sich die geehrte Judenschaft in Endingen und Lengnau erklärt: dass sie in Hinsicht des bis mit 31. December 1812 verbliebenen Bestandzinsrückstandes pro ... 70 fl. — sowie wegen des ablaufenden diesjährigen pr ... 10 fl. — einen gütlichen Vergleich; und in Rücksicht des sogenannten Äuleins⁴ zwischen dem Rhein bei Koblenz — respektive einen förmlichen Kauf mit der Stadt Waldshut abzuschliessen wünsche.

In dieser Absicht erschienen nun heute:

I. Von Seite der gedachten Judenschaft zu Endingen und Lengnau:

- a) Samuel Weil von Lengnau, und
- b) H. Michel Dreyfuss von Endingen, welche beide sich durch die Anlage als Bevollmächtigte dieser geehrten Juden-Gemeinde ausweisen.

Dann

II. Ab Seite der Stadt Waldshut:

- a) Bürgermeister Ign. Straubhaar,
- b) Stadtrechner Soder,
- c) Rath Heiz, und
- d) Rath. Mich. Buck.

In Erwägung aller diesfallsigen Behauptungen, Einwendungen und Gegeneinwendungen ist man beiderseits dahin übereins gekommen:

I. Der im Eingange allegirte Bestandscontract vom 6. Apr. 1747 soll von nun an als null und erloschen — jedoch unter folgenden Bedingnissen erklärt seyn:

- a) Die Judenschaft bezahlt den bis mit 31. Xbr. 1812 angeschwollenen Bestandzins von diesem Äule pr ... 70 fl. -
- b) sowie der laufende mit . 10 fl. --, zusammen 80 fl. —, sage Achtzig Gulden rheinisch sogleich baar.

2. Rücksichtlich des 4. Punktes des allegirten⁷ Bestandsbriefes wird anmit⁶ derselbe folgendermassen aufgelöst:

- a) das fragliche Äule zwischen dem Rhein bei Koblenz, worauf die Judenschaft ihre Begräbniss hatte, wird von der Stadt Waldshut ihr der Judenschaft zu Lengnau und Endingen in der Schweiz gegen Bezahlung einer Summe pr 145 fl.— rheinisch, sage: Einhundert vierzig und fünf Gulden, woran sogleich baar 35 fl., der Rest aber pr 110 fl.— in zween von Heut an á 5 pro Cento verzinlich laufenden Jahresterminen ohne Kösten. bezahlt werden sollen, unter nachstehenden Bedingnissen von nun an eigenthümlich überlassen:

- b) Soll dieses mehrbesagte Äule für je und allzeit in der Gemarkung und Jurisdiction Waldshut bleiben, es mögen was immer für Zeiten und Umstände eintreten.

- c) Die Judenschaft kann, insofern sie dieses Äule zum Begräbniss ihrer Verstorbenen nicht mehr benutzen will, dasselbe blos und ausschliessend als ein urbares Feld, oder

Weyd, oder Gestripp — nutzen und brauchen; aber niemals ein Gebäude darauf herstellen.

d) Auf diesem Äule bleibt der gewöhnliche Zehnden fortan stehen.

e) Die Judenschaft hat von nun an — an die Stadt Waldshut für die auf dieses eröffnete Äule vorgeschossene Summe pr Sechshundert und sechszig Gulden Rauw. keinen Anspruch zu machen, und ebenso wenig auf die hievon etwaige Zinse.

Womit diese Uibereinkunft und respec. geschlossene Kauf, nachdem derselbe gehörig vorgelesen, und beiderseits bekräftiget, von denen Obenallegirten⁸ unterfertigt, und mit den gehörigen Petschaften versehen worden.

Waldshut am 29. November 1813.

Straubhaar, Bürgermeister
Soder Stadtrechner, welcher zugleich
den obenbemerkten baaren Betrag pr 115 fl.
quittirt,
Haiz Rath,
Rath Mich. Buk.
Samuell Weill von. Lenglau.
Michael Dreyfus von Endingen

Quellen:

[1] Florence Guggenheim-Grünberg, *Der Friedhof auf der Judeninsel im Rhein bei Kolbenz, Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz, Heft 5, Verlag Jüdische Buchgemeinde, Zürich 1956*

[2] Konrad Sutter, *Der Judenfriedhof auf der Waldshuter Rheininsel, Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz 1996, Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde*

¹ Pachtvertrag

² Rechtsprechung

³ Rechtsanwalt

⁴ kleine Insel

⁵ 31.10.1812

⁶ hiermit

⁷ aufgeführt

⁸ Von den oben Aufgeführten

Woher stammen die jüdischen Familiennamen?

Von Abraham bis Zuckerberg

Autor: Gebhard Kaiser

Im Mittelalter brauchten die Juden keine Familiennamen. In ihren sozial abgegrenzten Gemeinschaften genügten die Vornamen. Auch in der christlichen Bevölkerung sind feste Familiennamen erst seit dem 17. Jahrhundert üblich. Im Zweifelsfall gab man zusätzlich die Namen der männlichen Vorfahren an.

Ein gutes Beispiel hierfür liefert der älteste noch erhaltene Grabstein auf dem jüdischen Friedhof in Tiengen, aus dem Jahre 1764. Laut Inschrift gehört dieser dem Seligman, Sohn des Joseph, Sohn des Alsan (Großvater) Stilingen (Stühlingen).

Vermutlich gab es in Stühlingen mindestens zwei Seligman, deren Väter Joseph hießen, weshalb zusätzlich der Name des Großvaters genannt wurde.

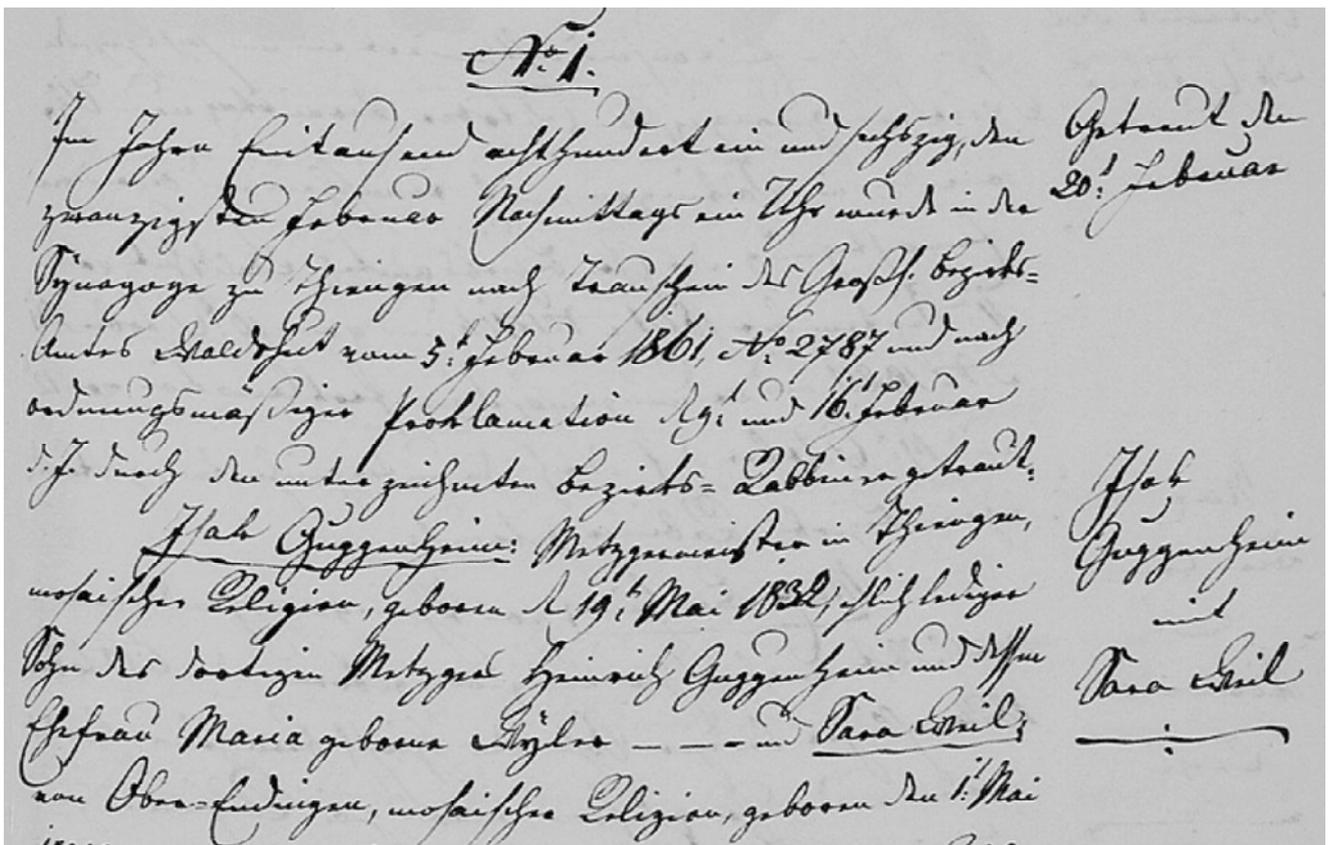
Erst im 18. und 19. Jahrhundert wurden die Juden im Rahmen der Emanzipationsgesetze zur Annahme fester Familiennamen verpflichtet, zuerst 1787 in Österreich, 1809 in Baden, 1813 in Bayern - in Sachsen erst seit 1838. Ihren neuen Familiennamen durften die Juden damals meist frei wählen.

Dabei entwickelten sich verschiedene Namenskategorien.

- **Patronyme**

Diese Namen sind vom Vornamen des Vaters abgeleitete Familiennamen. Dazu zählen beispielsweise Abrahamson, oder Levy, Levinson, Levinsky, Davidson...

In Waldshut-Tiengen: Abraham, Siegbert



Auszug aus dem Heiratsregister der Stadt Tiengen von 1861: Eheschließung des Metzgermeisters Jakob Guggenheim mit Sara Weil, Foto: Gebhard Kaiser

- **Zugehörigkeitsnamen**

Die Bezeichnung Zugehörigkeitsnamen wurde vom Verfasser gewählt. Die Namen dieser Gruppe bringen zum Ausdruck, welcher bedeutenden Funktions- oder Abstammungsgruppe im Judentum der Namensträger angehört. Besonders verbreitet sind Namensableitungen aus den zwölf Stämmen Israels, z.B. Beispiele: Benjamin, Juda oder Jehuda, Levi, Cohn...

Der Name Cohn, ist abgeleitet von „Kohanim“, einer Untergruppe der Leviten, also des Stammes, der für den Tempeldienst zuständig war.

- **Tiernamen**

Diese Namen leiten sich zum Teil aus Jakobssegen ab (Genesis 49,1-28), in dem Jakob einige seiner Söhne mit Tieren vergleicht. Über seinen jüngsten Sohn sagt er beispielsweise: „Benjamin ist ein reißender Wolf: Am Morgen frisst er die Beute, am Abend teilt er den Fang.“ So deutet der Name Wolf auf eine Zugehörigkeit oder Sympathie zum Stamm Benjamin hin.

Zu dieser Kategorie zählen auch Löwy oder Löw (Löwe, Stamm Juda), Hirsch (Stamm Naphtali), Esel (Stamm Issachar)....

Da der Esel als Name in Europa nicht besonders attraktiv war, wurde er durch andere starke Tiere ersetzt, z.B. durch den Bären.

- **Berufsnamen** wie Gerstmann, Fleischmann, Ledermann, Hammerschlag, Goldschmidt...

In Tiengen: Rabinowicz

- **Eigenschaftsnamen**

In diesem Fall beschreibt der Name eine meist positive, prägnante Eigenschaft des ersten Namensträgers. Beispiele dafür sind Ehrlich, Aufrichtig, Friedmann, Schwarz, Schwarzkopf, Meier (Meir = der

Erleuchte).

- **Übernamen (Spitznamen)**

Glücksman, Liebermann, Lippmann...

In dieser Gruppe überwiegen Namen, die eine positive Eigenschaft andeuten.

- **Herkunftsnamen** drücken den Herkunftsort oder die Herkunftsregion aus, wie Breslauer, Mannheimer, Nürnberger, Schlesinger...

In Tiengen: Bernheim, Guggenheim, Schlesinger, Weil, Wertheimer...

- **Hausnamen**

In diesem Fall wurde der Name des Wohnhauses übernommen. Im Mittelalter waren die Häuser nicht mit Hausnummern, sondern mit Namen gekennzeichnet. So stammten die Rothschilds ursprünglich aus dem Haus „Zum rothen Schild“. Weitere Beispiele: Strauß, Stern...

- **Kunstnamen:** Diese bauen zumeist auf positiv belegten Begriffen auf. Beispiele: Blume: Blumenthal, Blumenberg, Bloomberg...

Stern: Stern, Sternberg, Sternheim...

Süß: Süßkind, Süßmann...

Rose: Rosenthal, Rosenbaum...

Gold: Goldmann, Goldberg...

In Tiengen: Rosenhain

- **landesübliche Familiennamen**

Es wurden auch gängige Namen aus der Umgebung gewählt, meist um sein Judentum zu verbergen, z.B. Maier, Schmidt...

- **Besonders verbreitet jüdische Namen**

Tiengen hatte im Volksmund den Spitznamen „Maria Guggenheim“, weil es in der Stadt besonders viele Guggenheims gab. Guggenheim wurde somit zum Synonym für die Juden. Der Name Guggenheim ist in Europa und den USA weit verbreitet. Allerdings ist es unwahrscheinlich, dass die

zahlreichen Namensträger alle aus den kleinen Dörfern Gougenheim (Elsass) oder Jugenheim, früher Guggenheim, in Hessen

abstammen. Es ist zu vermuten, dass einige diesen Namen übernahmen, weil er unter den Juden so verbreitet war.

Die Familiennamen der Tiengener und Waldshuter Juden

Name	Kategorie	Bedeutung
Abraham	Patronym	Vom Vornamen des Vaters abgeleitet
Aufrichtig	Eigenschaftsnamen	Der Namensträger wollte damit vermutlich seine Ehrlichkeit betonen.
Bernheim	Kunstname oder Herkunftsname	Kunstname aus Ber (Bär) und Heim (dt.) oder Herkunftsname Burgbernheim/Bayern
Bloch	Herkunftsname	Vom polnischen Wloch abgeleitet. (Bedeutung: "Italiener", ursprünglich "Fremder aus dem Süden"). Mit diesem Begriff wurden in Osteuropa Juden bezeichnet, die in Folge von Pogromen aus Italien und Frankreich geflohen waren.
Dreyfuß, Dreifuss	Herkunftsname	1555 wurden die Juden aus Trier vertrieben und flohen zumeist ins Elsass. Dort wurden sie mit dem Begriff "Trevus" gekennzeichnet, eine Verkürzung von Treviranus (der Mann aus Trier). Daraus wurde dann in Frankreich "Tréfousse" und im deutschsprachigen Elsass durch Volksetymologie "Dreyfus".
Guggenheim	Herkunftsname	Aus Gugenheim oder Gougenheim im Elsass oder aus Jugenheim (früher Guggenheim) bei Bensheim in Hessen stämmig
Levi	Zugehörigkeitsname	Zum Stamm Levi gehörig
Meier	Eigenschaftsnamen	Hebräisch Meir = Der Erleuchtete
Rabbinovicz	Berufsname	Sohn des Rabbiners
Rosenhain	Kunstname	
Schlesinger	Herkunftsname	Aus Schlesien stammend
Schwartz	Eigenschaftsnamen	
Schwarzkopf	Eigenschaftsnamen	
Siegbert	Patronym	Sohn des Siegbert
Weil	Vermutlich Herkunftsname	Aus einem der vielen Weils in Baden-Württemberg und Bayern stämmig
Wolf	Tiername	Diese Name leitet sich aus Jakobssegen ab (Genesis 49,1-28), in dem Jakob seinen Sohn Benjamin mit einem Wolf vergleicht: „Benjamin ist ein reißender Wolf: Am Morgen frisst er die Beute, am Abend teilt er den Fang.“ Der Name deutet auf eine Zugehörigkeit oder Sympathie zum Stamm Benjamin hin.

Quellen:

<https://www.onomastikblog.de/artikel/namen-spiegel/juedische-familiennamen-1/>

<https://www.namenforschung.net/dfd/woerterbuch/liste/>

Namensabstammung:

<https://www.ancestry.com/name-origin?surname=guggenheim> (Anmerkung: Das letzte Wort guggenheim kann durch andere Namen ersetzt werden, z.B.

<https://www.ancestry.com/name-origin?surname=bernheim>)

<https://optolov.ru/de/walls-and-wall-covering/rasprostranennye-evreiskie-familii-spisok-prois-hozhdenie.html>

Wann starb der Greis Seligman?

Kleine Kalendermathematik

Von Gebhard Kaiser

Auf dem jüdischen Friedhof von Tiengen befinden sich nur noch 3 erhaltene Grabsteine. Der älteste davon gehört den „Greis Seligman, Sohn des Joseph, Sohn des Alsan, Stilingen“, der am vierten Wochentag Hoschana Rabba, 525 verstarb.

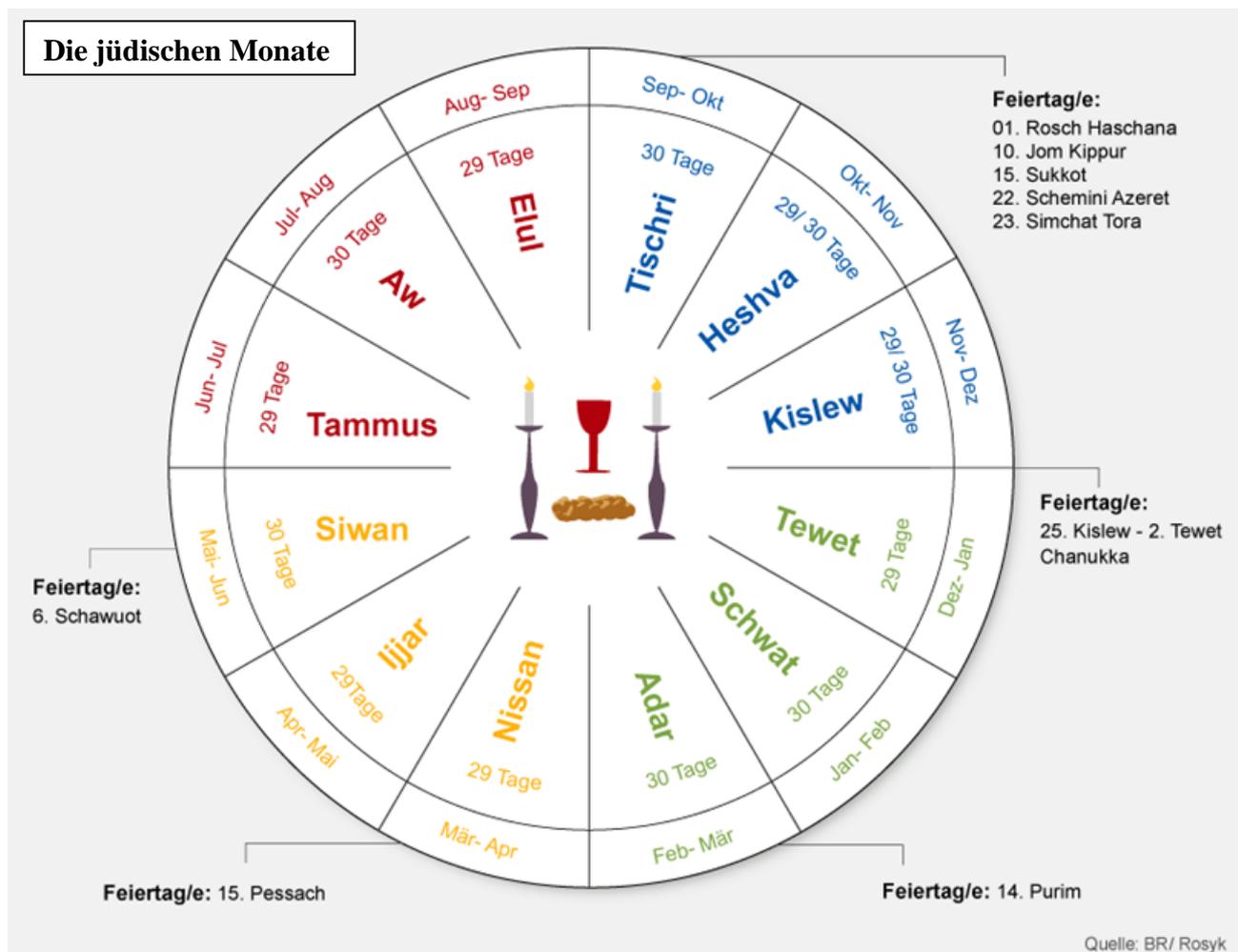
Für Nichtjuden ist diese Datumsangabe zunächst rätselhaft. Im Jahr 525 gab es nach christlichem Verständnis weder den Ort Tiengen noch einen jüdischen Friedhof.

Die Auflösung ist einfach: Die Juden richten sich nach einem eigenen jüdischen Kalender. Dabei handelt es sich um einen Lunisolar-Kalender, der sich an Mond- und Sonnenzyklen orientiert. Die Monate richten sich nach den Mondphasen, die Jahre nach den Sonnen-

zyklen. Vor allem aber beginnt der jüdische Kalender nicht mit Christ Geburt, sondern mit dem Datum der vermeintlichen Welterschaffung am 06. Oktober 3761 v. Christus.

Woher kennen die Juden das Datum der Welterschaffung?

Der heute gültige jüdische Kalender entstand im Mittelalter. Im 12. Jahrhundert errechnete der jüdische Philosoph Moses Maimonides anhand der im Talmud geschilderten Ereignisse das Datum der Welterschaffung. Dieses Datum wird bis heute beibehalten, trotz neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse. Jahresangaben nach dem jüdischen Kalender werden oft mit den



Buchstaben A.M. abgeschlossen. A.M. ist die lateinische Abkürzung für Anno Mundi (Jahr der Welterschaffung).

So ist beispielsweise das Jahr 2024 n.Ch. (Gregorianischer Kalender) gleich dem jüdischen Jahr 5785 A.M.

Die Jahreseinteilung im jüdischen Kalender

Das Jahr beginnt mit dem jüdischen Neujahresfest „Rosch Haschana“ am 1. Tschiri. Ein „ordentliches Jahr“ beinhaltet im jüdischen Kalender 354 ± 1 Tage und besteht aus 12 Monaten. Zur Angleichung an das Sonnenjahr wird alle 3 bis 4 Jahre ein Schaltjahr eingefügt mit je 384 Tagen und 13 Monaten. In einem Schaltjahr wird vor dem regulären Monat Adar ein zusätzlicher Schaltmonat Adar eingefügt. Zur Unterscheidung erhält der reguläre Adar dann den Namen We-Adar („noch ein Adar“). Die Monatsreihenfolge im Schaltjahr ist dann Schwat – Adar – We-Adar -Nissan.

Die Namen der der jüdischen Monate, deren Dauer und Lage im christlichen Kalender lassen sich der obigen Grafik entnehmen.

Umrechnung jüdischer Jahreszahlen

Der jüdische Kalender beginnt mit seiner Zeitrechnung 3761 Jahre vor dem Gregorianischen Kalender. Somit gilt die Formel:

$$\text{Kal.jahr (Jüd.)} = \text{Kal.jahr (Greg.)} + 3761$$

Bsp.: Das Jahr 2020 n.Ch. entspricht dem jüdischen Jahr:

$$\text{Jüd. Jahr} = 2020 + 3761 = 5781 \text{ A.M.}$$

Besonders auf jüdischen Grabsteinen wird die Tausender-Stelle der Jahresangabe weggelassen. Dann wird aus dem Jahr 5781 A.M das Jahr 781. Dies wird auch als „kleine Zählung“ bezeichnet.

Dies ist auch auf dem Grabstein des Seligmann der Fall. Die Jahresangabe 525 (kleine Zählung) bedeutet somit 5525 A.M. und im Gregorianischen Kalender das Jahr $5525 - 3761 = 1764$ n.Ch.

Umrechnung jüdischer Wochentage

Laut Grabsteininschrift starb Seligman am 4. Wochentag (nach) Hoschana Rabba. Hoschana Rabba ist ein besonderer Tag des 7-tägigen Laubhüttenfestes und wird am siebten Tag des jüdischen Pilgerfestes Sukkot (vergleichbar mit Erntedank), dem 21. Tag des Monats Tischri, gefeiert. Somit starb Seligman 4 Tage später am 25. Tschiri 5525

Die Umrechnung jüdischer Wochentage in den Gregorianischen Kalender ist sehr kompliziert. Deshalb finden sich im Internet Online-Programme zur Datumsumrechnung, sogenannte Kalenderrechner. Beispiel:

<http://www.familienbuch-euregio.de/etc/calendar/hebrew.html>

Die Umrechnung ergibt:

25.Tschiri 5525 → Sonntag, 21. Oktober 1764

Somit verstarb der „Greis Seligman“ am 21. Oktober 1764

Quellen:

- Dieter Petri, Die Tiengener Juden
- Wikipedia, Jüdischer Kalender
- <https://www.br.de/themen/bayern/inhalt/kult-und-brauch/juedisches-jahr104.html>
- <https://www.timeanddate.de/kalender/juedischer-kalender>

August 2022, Gebhard Kaiser

Die Beseitigung der Tiengener Schandmauer

Ein aktiver Versöhnungsbeitrag der Jungkolping-Gruppe in den 1990er-Jahren

Von Christof Söffge

Zur Geschichte der Schandmauer am Seilerbergweg

Am Seilerbergweg in Tiengen, parallel zur Bahn gelegen, befinden sich noch heute einige Schrebergärten mit einer langgezogenen Stützmauer aus Kalksteinen. Die Mauer stammt aus der Nazizeit und wurde nach der Reichspogromnacht aus Grabsteinfragmenten vom zerstörten jüdischen Friedhof errichtet. Da die Grabsteinbruchstücke in der Mauer erkennbar waren und zahlreiche Zeitzeugen die Entstehungsgeschichte kannten, erhielt diese im Volksmund den Namen Schandmauer oder Klagemauer. Das Bestehen der Mauer wurde von vielen Bürgern durchaus als Schande empfunden. Dies hatte allerdings lange Zeit keine Konsequenzen. Erst in den 1990er-Jahren begann sich die Jungkolping-Gruppe Tiengen, unter ihrem Leiter Christof Söffge, mit diesem Schandmal zu beschäftigen und notwendige Konsequenzen anzudenken und durchzusetzen. Daraus wurde ein Versöhnungsprojekt, das ehemalige Tiengener Juden ermutigte und ihnen ermöglichte, ihre ehemalige Heimat wieder zu besuchen, in der sie so viel Unrecht und Schikanen erdulden mussten. Davon zeugen der beigelegte Brief von Kurt Guggenheim und der Lebensbericht von Ellen Levi-Sternberg, den diese bei Ihrem Besuch im Jahre 1996 vor einem großen Publikum vortrug. Christof Söffge, damals Leiter der Jungkolping-Gruppe, hat seine Erinnerungen zum Projekt in folgendem Beitrag zusammengefasst.

Für diesen Bericht aus erster Hand sowie die zugehörigen Dokumente sind wir ihm sehr dankbar.

Gebhard Kaiser

Der Bericht von Christoph Söffge

Im Jahr 1994 machte sich die Jungkolping-Gruppe Tiengen auf den Weg, sich mit der Geschichte der Tiengener Juden auseinanderzusetzen. Intention war, die gemeinsame Freizeit über einen längeren Zeitraum mit Inhalten zu füllen.

Das Buch „Die Tiengener Juden“ beschäftigte mich als damaligen Gruppenleiter und ich konnte meine Gruppe für dieses Thema gewinnen. Der Autor des Buches, Dieter Petri, kam auf Einladung der Gruppe in eine Gruppenstunde zu einem Vortrag und einer Stadtführung. Danach war das Thema nicht erledigt, sondern im Gegenteil: Dies war der Auslöser für weitere Auseinandersetzungen mit dem Thema. Das Interesse war geweckt. Die Frage an den Dieter Petri, ob er uns Adressen von überlebenden „Tiengener Juden“ geben könne, fiel positiv aus und so machten sich die Jugendliche auf weitere Spurensuche.

Das Projekt: „**Tiengen – Basel – Israel**“ war geboren:

„**Tiengen**“, der Ort, aus dem die Jugendlichen kommen und der ihre Heimat ist, aber auch die Heimat von vielen jüdischen Mitbürgern war – die nicht mehr da sind.

„**Basel**“, einer der nächstgelegenen Orte von Tiengen aus, mit zwei lebendigen jüdischen Gemeinden und Synagogen, welche die Jungkolping-Gruppe besucht hat, um mehr über das Judentum zu erfahren.

„**Israel**“ war vom Projektitel her der dritte Ort, den die Jugendliche nach einem Jahr Auseinandersetzung mit der Thematik im August 1995 gemeinsam auf einer Bildungsreise besuchen

wollten. Diese hat auch so stattgefunden, war aber nicht wie ursprünglich angedacht der Endpunkt. Durch dieses Projekt wurde einiges ausgelöst und erst 1998 war der letzte große inhaltliche Anlass des Projektes: Die in der Stützmauer am Seilerbergweg verbauten jüdischen Grabsteine wurden auf den Israelitischen Friedhof zurück gebracht.

Während der Projektphase war immer wieder Thema, dass am Seilerbergweg in Tiengen ein Stützmauer für Kleingärten steht, die aus jüdischen Grabsteinen zusammengesetzt wurde. Dass Grabsteine teilweise anderweitige Verwendung finden, wenn Gräber abgeräumt werden, ist normal – aber nur bei Nicht-Juden. Nicht so im Judentum. In Israel findet man viele Orte, die mit „Bejt“ beginnen. Dieses „Bejt“ heißt so viel wie „Haus“. Der für viele Christen oder überhaupt in Mitteleuropa bekannteste Ort ist „Bejt-le-chaim“ oder Bethlehem. Dies heißt übersetzt „Haus des Lebens“.

Der Friedhof heißt im Hebräischen „Bejt olam“ oder „Beijt alim“ was so viel bedeutet wie „Haus der Ewigkeit“. Das „Haus der Ewigkeit“ ist demnach im Judentum ein Platz, an dem der Verstorbene in Ewigkeit ruhen darf und der Ruheort darf dem Verstorbenen nicht genommen werden, denn er wartet dort auf die Auferstehung und das „Ewige Leben“ für „Leib und Seele“. Somit ist der Israelitische Friedhof – auch der in Tiengen – unantastbar.

Einzig ist eine Veränderung erlaubt: wenn der dort Begrabene nach Israel, in das „Gelobte Land“, umgebettet wird. Aus diesem Grund sieht man auf Israelitischen Friedhöfen Jahrhunderte alte Gräber. Unweit von Tiengen, zwischen Endingen und Lengnau in der Schweiz ist ein gutes Beispiel eines alten Israelitischen Friedhofs zu sehen.

Während der Projektphase war bei den Teilnehmenden das Bewusstsein: hier am Seilerbergweg (der Weg, der auch zum Gruppenraum der Jungkolping führt) sind Grabsteine, die hier seit 1938 als Stützmauer dienen. Aber soll die

Mauer abgetragen werden oder nicht? Soll sie als „Mahnmal“ stehen bleiben? Soll eine einfache Gedenktafel auf den Missstand hinweisen? Der Oberrabbiner in Karlsruhe gab damals eine klare Auskunft: Die Steine müssen zurück auf den Friedhof. Nicht die Mauer als „Mahnmal“ hat Vorrang, sondern die Auffassung der Religion.

Im Verlauf des Projekts wurden Tiengener Juden angeschrieben und nach Tiengen zu einem Zeitzeugentreffen eingeladen. Ellen Sternberg geb. Levi (aufgewachsen in der Schwarzenbergstraße in Tiengen und Tochter des bekannten Viehhändlers Levi) kam im Juni 1998. Der in den USA wohnende Kurt Guggenheim wollte nicht teilnehmen – nicht so lange die Schandmauer nicht abgetragen und zurückgebracht war. Ob er gedacht hat, dass dies eh nie geschehen wird, ist heute leider nicht mehr auszumachen.

Die während dem Projektverlauf gewachsene Erkenntnis, dass die Errichtung eines Mahnmals (die einfachste und günstigste Variante) nicht die versöhnliche Geste ist, war Antrieb, hier aktiv an den Oberbürgermeister Martin Albers und die Fraktionen im Stadtrat heran zu treten – mit Erfolg: Im Brief vom 12. Februar 1998 bat der Jungkolping Tiengen formell den Oberbürgermeister der Stadt Waldshut-Tiengen, Martin Albers, sowie den Gemeinderat um Abtragung der als „Schandmauer“ bekannten Stützmauer am Seilerbergweg in Tiengen und deren Rückführung zum Israelitischen Friedhof an der Feldbergstraße.

In dem Antrag bot die Jungkolping ihre Mithilfe an, die abgetragenen Steine zu reinigen und auf dem Israelitischen Friedhof zu platzieren.

Für den Antrag wurden Unterstützer gefunden, die diesen Antrag mit unterschrieben haben: der Ehrenzunftmeister Kurt Benda, der Zunftmeister Albert Ebner, der Fraktionsvorsitzende der CDU Helmut Maier, der langjährige Tiengener SPD-Gemeinderat Gerhard Vollmer, der

ehemalige Bundestagsabgeordnete Werner Dörflinger, der Pfarrgemeinderatsvorsitzende Eberhard Völkle, der Vorsitzende der Kolpingfamilie Waldemar Herz, der CDU-Stadtrat Franz Söffge und auch der Buchautor Dieter Petri sowie viele weitere Mitbürger.

Dem Antrag wurde im Mai 1998 vom Gemeinderat zugestimmt und die anfallenden Kosten im Haushalt der Doppelstadt budgetiert.

Im September 1998 wurde die Stützmauer unter fachlicher Leitung abgetragen. Nicht nur Bruchsteine vom Israelitischen Friedhof wurden gefunden, sondern auch Steine vom allgemeinen Friedhof in Tiengen.

Nach dem Gemeinderatsbeschluss zur Rückführung der Grabsteine auf den jüdischen Friedhof rief ich den ehemaligen Tiengener Juden Kurt Guggenheim in den USA an. Kurt Guggenheim sagte noch in diesem Telefonat zu: „Dann komm ich nach Tiengen.“

Am 9.11.1998 waren die Steine zurück und im Gedenken daran wurde auf dem Israelitischen Friedhof der verstorbenen jüdischen Mitbürger gedacht und an die Reichsprogromnacht erinnert. Ergreifend war, dass Kurt Guggenheim zu diesem Anlass aus New Jersey, USA, angereist kam und auf dem Israelitischen Friedhof den „Kaddish“, das jüdische Totengebet gesprochen hat. Neben dem Oberbürgermeister, weiteren Politikern und Dieter Petri, dem Buchautor von „Die Tiengener Juden“ kamen viele Mitbürger zu dieser Gedenkveranstaltung.

Erst zwei Jahre später waren dann die Grabstein-Bruchstücke von einem Künstler auf dem Israelitischen Friedhof zu einem Kunstwerk zusammengestellt worden.

Dieses Mahnmal wurde am 09. November 2000 im Beisein von Ministerpräsident Erwin Teufel und des Oberrabbiners aus Karlsruhe feierlich übergeben.

Die Steine, die in der Stützmauer geborgen wurden, waren allesamt Bruchstücke von Grabsteinen, teils mit hebräischen Schriftzeichen.

In vielen Gesprächen mit älteren Mitbürgern aus Tiengen, wurde bekannt, dass am Seilerbergweg nur Bruchstücke für die Stützmauer verwendet wurden. Grabsteine, die 1938 nach der Zerstörung des israelitischen Friedhofs noch brauchbar waren, wurden als Ganzes zu einem der ortsansässigen Steinmetze gebracht und dort abgeschliffen und weiterverkauft.

Christoph Söffge



Zwischenlagerung der Grabsteinfragmente aus der Schandmauer im städtischen Werkhof.

Bild: Christoph Söffge



Begutachtung der Grabsteinfragmente durch Dieter Petri, Manfred Emmerich und Franz Söffge (von links)



Eines der Fragmente



Die ursprüngliche Schandmauer von 1938

Bilder: Christoph Söffge

Die ersten Reaktionen auf das Projekt

Am 17.02.1995 berichtete der Südkurier erstmals von dem geplanten Abbau der Schandmauer.

Die kurze Pressemitteilung löste einen regen Leserbriefwechsel aus. Dieser ist im Folgenden dokumentiert und zeigt die unterschiedlichen Meinungsbilder in der Bevölkerung.

Der Südkurierartikel vom 17.02.1995

Von Stützmauer auf Friedhof Tiengen

(uma) Die Grabsteine von jüdischen Gräbern, die sich in einer Stützmauer am Seilerbergweg befinden, sollen auf den jüdischen Friedhof zurückgeführt werden. Die Verwaltung hat mit Landesrabbiner Sussan Gespräche geführt. Eine Expertin der israelitischen Religionsgemeinschaft möchte sich in etwa drei Wochen vor Ort informieren, wie eine Rückführung am besten bewerkstelligt werden könnte. Dann sollen die Arbeiten ausgeschrieben werden. Denkbar ist, die Mauer ganz abzutragen, die im ersten Abschnitt zu etwa 80 Prozent aus Grabsteinen besteht. Schöne, lesbare Steine könnten später an einer Wand auf dem Friedhof angebracht werden, so OB Martin Albers gestern. Die anderen könnten zu einem Mahnmal aufgeschichtet werden. Beim Landesdenkmalamt soll ein Zuschuss beantragt werden. Die katholische Pfarrgemeinde Tiengen will die Aktion ideell und finanziell unterstützen.

Denkbar ist, Jugendliche einzubinden und mit Vorträgen auf diesen Teil der Geschichte und das Judentum heute hinzuweisen.

Leserbrief vom 07.03.1995

Wem nützt das?

Zu den Grabsteinen in der Stützmauer am Seilerberg

Die ganze Mauer soll abgerissen werden, um die jüdischen Grabsteine herauszuholen. Ich habe bestimmt nichts gegen die Juden. Für mich sind alle Menschen Gottes Geschöpfe und als solche zu respektieren. Jedoch frage ich mich, wem soll das nützen? Nach dem Krieg wurde auf dem geschändeten jüdischen Friedhof ein Ehrenmal errichtet, und der ganze Friedhof wurde schön und sauber angelegt. Das war doch schon eine Wiedergutmachung. Ich frage: Sind überhaupt noch Angehörige der Menschen, deren Namen auf den Grabsteinen stehen, in unserer Gegend?

Und wo sind denn unsere Grabsteine, die vor 50 Jahren auf dem Friedhof standen? Es gibt so viel Not. Man könnte doch die 100 000 Mark, die der Abriss kosten soll, einer jüdischen Schule oder einem jüdischen Kindergarten zukommen lassen. Das wäre sinnvoll. Und an die Mauer eine Tafel, worauf das Vergangene geschrieben steht.

J. R., Tiengen

Leserbrief vom 09.03.1995

Mauer muss weg!

Zum Leserbrief am 7. März „Wem nützt das?“

„Es wäre ein Armutszeugnis für Tiengen, wenn wir aus Geldgründen auf die seit bald 50 Jahren überfällige Beseitigung des Schandmals verzichten würden! Es bleibt diese Stützmauer aber so lange ein Schandmal, bis die Grabsteine in Würde an den Platz gelangen, für den sie vorgesehen sind, denn das Grab ist in der jüdischen Religion unauflöslich und somit zeigt dessen dauerhafte Schändung eine tiefe Verachtung gegen die Menschen jüdischen Glaubens. Bis heute hat dieses Stück Nazizeit unverändert überdauert! Die Frage im Leserbrief vom 07.03.95, ob noch Angehörige der auf dem jüdischen Friedhof begrabenen Menschen in unserer Gegend leben, ist angesichts der Tatsache, dass diese im Namen unseres Volkes und auch mit Hilfe von Tiengenern misshandelt, vertrieben und

ermordet wurden, zutiefst zynisch und entsetzend.

Wir haben unsere Altstadt in den vergangenen Jahren mit hohem Aufwand renoviert, restauriert, verschönert und konnten es uns leisten, eine neue Brücke über die Wutach zu bauen. All diese Maßnahmen, deren Vorzüge wir jetzt gerne genießen, waren deutlich teurer als die veranschlagten 100 000 Mark für die Zurückführung der Grabsteine an ihren eigentlichen Ort. Jetzt haben wir die Chance, auch ein Stück unserer Geschichte zu „renovieren“, auch wenn wir wissen, dass wir sie nie ganz bereinigen können, und haben die Möglichkeit, eine Mauer abzureißen und eine Brücke der Versöhnung zu bauen. Machen wir doch keine Kosten-Nutzen-Rechnung für Vergangenheitsbewältigung! So mancher hat von den verantwortlichen Generationen gerne Besitz geerbt. Wir sollten nun auch bereit sein, die Altlasten, die uns überlassen wurden, anzugehen, ohne Suche nach einer Alibilösung, und sollten die umgerechnet 5 Mark pro Bürger von Waldshut-Tiengen nicht scheuen!

U. L. Tiengen

Leserbrief vom 11.03.1995

Als Mahnung lassen

Zur Diskussion um die Grabsteinmauer

„Ich habe mich in der letzten Zeit auch und gerade mit dem Judentum beschäftigt und verstehe daher sehr gut die religiösen Gründe für eine Rückführung der Grabsteine.

Doch möchte ich einige Denkanstöße geben, die dagegen sprechen: Eine Gedenkstätte befindet sich bereits auf dem israelitischen Friedhof. Der ursprüngliche Anstoß für die Umsetzung der Grabsteine stammt von hiesigen Behörden, Personen und Organisationen. Meines Wissens nach hat sich die israelitische Gemeinde erst nach Entstehung der Diskussion eingeschaltet und sich vorher nicht um eine Revision des Zustandes bemüht. Ganz ohne Zweifel ist die Errichtung der Grabsteinmauer nach dem 9. November 1938 ein Frevel sondergleichen. Das muss uns allen immer in Erinnerung bleiben. Doch ist es nicht eine viel

wirksamere Mahnung, die Mauer beizubehalten?

Allerdings sollte endlich, der bisherige Zustand ist eine Schande, eine Gedenktafel oder sogar ein Schaukasten mit Bildern und Zeitdokumenten neben der Grabsteinmauer eingerichtet werden. Die Mahnung ist an einem Ort, an dem täglich viele Passanten vorbeikommen, ungleich effektiver als auf einem abgelegenen Friedhof, der zudem verschlossen ist.“

G. A., Tiengen

Artikel vom 09.03.1995

Nur so wieder gut zu machen

OB beantwortet Leserbrief

Tiengen (ieg) Auf den Leserbrief von J. R. wegen der jüdischen Grabsteine in der Mauer am Seilerberg antwortete Oberbürgermeister Albers der Verfasserin und gab eine Kopie seines Schreibens an die Zeitungen.

Darin heißt es:

„Ich habe volles Verständnis für ihre Haltung, habe meine eigene Meinung allerdings nach längerer Beschäftigung mit der jüdischen Position geändert. Anders als bei uns im Christentum oder auch im Islam ist für die Angehörigen des Judentums der Friedhof ein Ort, der durch Menschen nicht verändert werden darf. Jede Veränderung stellt einen Frevel dar. Undenkbar ist es zum Beispiel, dass ein bereits bestatteter Leichnam verlegt wird. Die Tatsache allein, dass der Tiengener jüdische Friedhof zerstört wurde, ist bei den lebenden jüdischen Mitbürgern ein so großes Ärgernis, dass eine Wiedergutmachung nur durch eine Rückführung der noch auffindbaren Friedhofsbestandteile an den ursprünglichen Ort zu leisten ist. Waldshut-Tiengen steht damit nicht allein. Erst eben wurde eine ebenfalls sehr kostenaufwendige Rückführung in der Stadt Bruchsal beendet. Ich glaube nicht, dass ich Sie mit wenigen Briefzeilen überzeugen kann. Deshalb bitte ich Sie sehr eindringlich, sich doch mit dieser Angelegenheit noch stärker zu befassen.

Die katholische Pfarrgemeinde Tiengen und die Stadt werden diese Aktion mit intensiver

Öffentlichkeitsarbeit begleiten. Es wird Vorträge geben. Und ich würde mich freuen,

wenn ich Sie bei dieser Gelegenheit kennenlernen würde."

Presseberichte

Südkurier vom 03.09.1998

Stadt sichert Grabfragmente aus Stützmauer

Rückführung vom Sailerbergweg zum jüdischen Friedhof in Tiengen vorgesehen – Jungkolping hilft mit

Tiengen (sel) Ab nächsten Montag startet das städtische Tiefbauamt am Sailerbergweg die Rettungsaktion für Grabsteine und Grabeinfassungen des alten jüdischen Friedhofs in Tiengen. Bürgermeister Manfred Beck und Tiefbauamtsleiter Lothar Müller informierten am Mittwoch vormittag über das geplante Vorgehen. Die Arbeiten werden in enger Zusammenarbeit mit dem israelitischen Oberat Badens und mit dem Landesdenkmalamt erfolgen; der erste Abschnitt soll vier bis fünf Tage dauern. Der Sailerbergweg wird in dieser Zeit voll gesperrt sein.

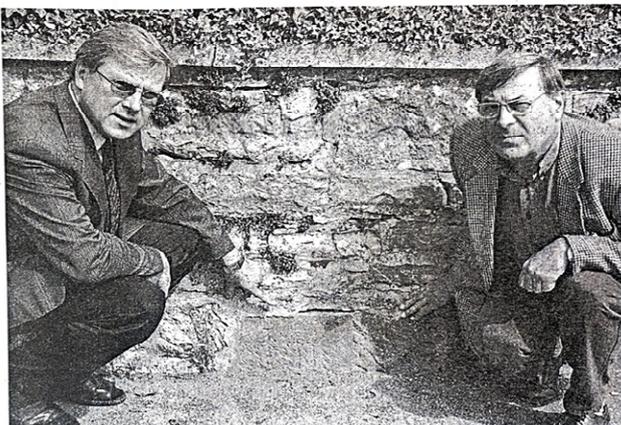
In der unruhigsten Nacht der Geschichte vom 9. auf den 10. November 1938, der antisemitischen Pogromnacht, war auch der Tiengener Judenfriedhof von verbohrteten Nazis geschändet worden. Die Grab- und Umfassungssteine wurden später – wohl teils aus Unkenntnis, doch einige verschämt mit der Vorderseite zum Erdreich hin – in die Stützmauer am Sailerbergweg verbaut.

In der jüdischen Religion ist die Totenruhe unantastbar. Einem Friedhof und auch allen Steinen, die dort stehen, haftet etwas Ewiges an, denn der Glaube besagt, daß die Bestatteten am jüngsten Tag direkt aus ihrem Grab von Gott vor Gericht gerufen werden: Sind Grab oder Stein nicht mehr vorhanden, kann – so der Glaube – keine Auferstehung erfolgen. Der Waldshut-Tiengener Gemeinderat befaßte sich seit langem mit der Frage, was geschehen könne, um an den toten jüdischen Mitbürgern in Tiengener Erde das Nazi-Unrecht im Rahmen des Möglichen wiedergutzumachen.

1988 wurde um die Anbringung

einer Gedenktafel an der Mauer diskutiert. Schon damals war die Stadt mit dem jüdischen Oberat im Gespräch, der gemäß seinem Glauben diese Lösung nicht gutheißen konnte. Einzig akzeptabel sei, Steine und Bruchstücke zurück auf den Friedhof zu bringen. Da eine Verbreiterung des Wegs im Gespräch war, sollte dies im Zug der entsprechenden Arbeiten geschehen. Die Tiengener Dr. Petri und Stadtrat Emmerich hatten sich schon lange in das Problem eingearbeitet und pflegten die Kontakte mit dem jüdischen Rat. Als Ignatz Bubis, Vorsitzender des Zentralrats der Juden Deutschlands, im Herbst 1994 das Tiengener Klettgauymnasium besuchte, bestätigte er die Auffassung der badischen Juden über die Rückführung der Steine.

Ausgerechnet in wirtschaftlich schwierigen Zeiten viel Geld zur Durchführung des Vorhabens im städtischen Haushaltsplan bereitzustellen, stieß auf einigen Widerstand. Schließlich wurde dann der Plan zur Straßenverbreiterung auch verworfen, ohne jedoch die Grabsteine aus dem



Bürgermeister Manfred Beck (links) und Tiefbauamtsleiter Müller erläuterten am Mittwoch das Vorgehen bezüglich der Rückführung der jüdischen Grab- und Umfassungssteine, die vor Jahren in die Stützmauer am Sailerbergweg in Tiengen verbaut wurden. Hier weisen sie auf eine deutlich erkennbare Grabinschrift. Bild: Lägell

Blick zu verlieren. Nun stehen im 98er Haushalt 80 000 Mark zur Verfügung, die laut Müller für den ersten etwa 20 Meter langen Abschnitt reichen werden. Ab Montag, 7. September, wird mit den Arbeiten begonnen. Die gesamte Mauer wird von Hand abgetragen, um weitere Beschädigungen zu vermeiden. Sämtliche Steine kommen dann zunächst in den Baubetriebshof, wo sie zusammen mit Riki Strassler vom Oberat der

jüdischen Gemeinde Baden und dem Landesdenkmalamt gesichtet, dann gründlich gereinigt werden. Für letzteres hat die Jungkolpingfamilie, die sich seit Jahren mit der Geschichte der Juden in Tiengen befaßt, tätige Hilfe angeboten. Beim Abtragen der nächsten Mauerabschnitte wird dann schon genauer bekannt sein, auf welche Art von Steinen besonders geachtet werden muß.

Wie sich die spätere Rückführung

auf den jüdischen Friedhof gestalten wird, ist augenblicklich noch nicht in der Debatte. Auf jeden Fall, so Bürgermeister Beck beim Pressetermin, wollten Gemeinderat und Jungkolping zeigen, daß in Waldshut-Tiengen nicht mehr verdrängt werde, sich das Bewußtsein der Nachgeborenen für geschichtliches Unrecht nicht in Worten erschöpfe: „Diese Aktion ist das Mindeste, was wir heute noch tun können.“

Kolpingjugendpreis für das Tiengener Projekt

Die Spurensuche zum Thema Judentum zog weitere Kreise – Ergreifende Wiederbegegnung nach über 60 Jahren

Tiengen (ieg) Die Gruppe Jungkolping der Kolpingfamilie Tiengen erhält für ihr seit vier Jahren intensiv betriebenes Projekt, das sich mit dem Judentum und seiner Geschichte in Tiengen befaßt, den Kolpingjugendpreis 1998. Dies hat die Bundesleitung der Kolpingjugend beschlossen. Der Preis wird am 26. September bei der Bundeskonferenz der Kolpingjugend in der Diözese Osnabrück verliehen.

Die Tiengener Jugendlichen erfahren dadurch hohe Anerkennung für ihre Beschäftigung mit dem Judentum, dessen Geschichte auf lokaler Ebene verknüpft ist mit der ihrer Heimatstadt. So hatte es im Juni 1994 mit einem Stadtspiel zum Thema „Judentum in Tiengen“ begonnen, für das Dieter Petris Buch über die Tiengener Juden eine Grundlage bildete. „Tiengen – Basel – Israel“ nannte sich das daraus resultierende Projekt. Tiengen, weil hier die Juden bis zur Vertreibung durch die Nationalsozialisten ein bedeutender Bestandteil der Bevölkerung waren. Basel, wo man eine lebendige jüdische Gemeinde kennenlernte. Und Israel, wo sich ein Kreis schloß. Denn hier fanden die Kolping-Jugendlichen in den Opferlisten der Holocaust-Gedenkstätte auch Namen von Juden aus Tiengen. Aus dem Projekt entwickelte sich ein Prozess. Zu den beeindruckendsten Stationen gehörten dabei die – brieflichen und auch persönlichen – Kontakte mit Überlebenden des Holocaust und noch lebenden Juden, die aus Tiengen stammen. Ein Brief von Kurt Guggenheim mit Erinnerungen an die Schreckenszeit in seiner alten Heimatstadt fand hier unter anderem auch Aufnahme in Geschichts- und

Englischunterricht an Tiengener Schulen.

Die Jungkolpinggruppe bemühte sich, die beiden Tiengener Zeitzeugen, zu denen sie Kontakt hatte, nach Tiengen einzuladen. Im Juni 1998 nun kam Ellen Sternberg geborene Levi, die in Südafrika lebt, dieser Einladung tatsächlich nach, „begleitet und gestützt von Tochter und zwei Enkeln“, wie Christoph Söffge, federführend bei diesem Projekt, sich erinnert. Dabei kam es auch zu ergreifenden Begegnungen mit Freundinnen aus der Kinderzeit von vor über 60 Jahren, seitdem man nichts mehr voneinander gehört hatte.

Das Projekt pflanzte sich nicht nur im Bewußtsein derer, die damit befaßt waren oder in Berührung kamen, fort. Es zog weitere Kreise: So will die Kreisbildstelle am Landratsamt über die Vorkommnisse während des Holocaust in der Region einen kleinen Dokumentarfilm erstellen und hat bei Jungkolping deswegen angefragt. Außerdem hat sich die Gruppe zur Verfügung gestellt, um bei der Rückführung der israelitischen Grabsteine in den Stützmauern am Seilerbergweg zum jüdischen Friedhof, mit der diese Woche begonnen wurde, behilflich zu sein.



Die Bemühungen der Tiengener Jungkolpingfamilie, sich mit der Vergangenheit und dem Schicksal, das die Juden auch in ihrer Heimatstadt erlitten, auseinanderzusetzen, honorierte Ellen Sternberg-Levi bei ihrem kurzen Besuch nach über 60 Jahren. So überließ sie den Jugendlichen Original-Fotografien vom Grabmal ihres Großvaters auf dem alten israelitischen Friedhof in Tiengen und die Gedenkmappe für den verstorbenen Levi Bloch (rechts ein Auszug).

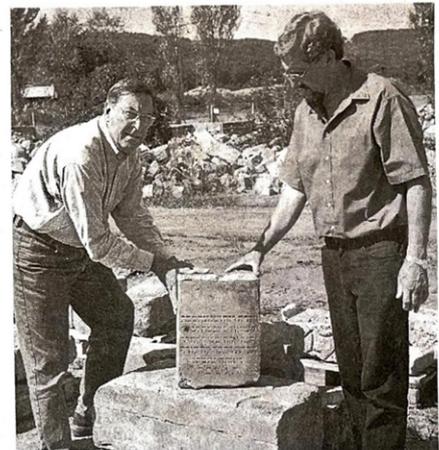
Vier Arbeiter fördern Schicksale zutage

Die Grabsteinmauer am Seilerbergweg wird nun doch gleich in voller Länge abgetragen

Tiengen (sel) Die Bergungsarbeiten für die Steinfragmente des alten jüdischen Friedhofs am Tiengener Seilerbergweg gehen so gut voran, daß Tiefbauamtsleiter Lothar Müller und der Leiter des Baubetriebshofs August Hilpert am Mittwoch kurzfristig die Entscheidung trafen: Es wird weitergemacht bis zu dem Punkt der Mauer, wo nur noch normale Kalksteine vermutet werden.

Insgesamt werden Ende der Woche statt der erwarteten 18 bis 20 nunmehr voraussichtlich 34 Meter abgebaut sein. Die Steine lassen sich überraschend gut aus der Mauer lösen, zudem hat laut Müller das günstige Wetter eine Rolle gespielt.

Außerdem lobten Müller und Hilpert die vier Arbeiter des Baubetriebshofs, die vor Ort Hand anlegen: Bruno Dörflinger, Norbert Eichhorn, Paul Morath und Siegfried Strittmatter. Da die Steine teilweise bis zu vier Zentner wiegen und von Hand abgebaut und aufgeladen werden, rinnt der Schweiß beim aktuell so warmen Spätsommerwetter in Strömen. Der finanzielle Rahmen, so Müller,



Bis zu vier Zentner schwer sind die Grabsteine vom jüdischen Friedhof, die Arbeiter des städtischen Baubetriebshofes derzeit an der Seilerberg-Mauer in Tiengen abtragen, um sie im Kaitle zwischenzulagern. Dort zeigen Lothar Müller und August Hilpert (rechtes Bild) einen dieser Steine mit der hebräischen Inschrift auf der Rückseite. Bilder: Läger

reicher, reiche aufgrund des guten Fortschritts ebenfalls aus.

Bereits über 30 Paletten mit Grabsteinen, Fragmenten und Umrandungen aus Sandstein, Granit und Beton, teils mit Marmorinlagen, wurden mittlerweile im Baubetriebshof zwischengelagert. Auf einer gut erhaltenen Inschrift ist zu lesen, daß hier Anna Ruhe, Tochter des Samson Guggenheim, die im Juni 1876 geboren und im November 1877 ihren Eltern schon

wieder entrisen wurde. Die Rückseite des Steins ist in Hebräisch beschrieben.

Nächste Woche werden die Beauftragte des jüdischen Oberrats und ein erster Delegierter des Karlsruher Landesdenkmalamts die Steine sichten. Einige waren waagrecht in die Tiefe des Erdreichs verbaut und gaben somit erst nach Entfernen ihre Inschriften preis. Später wird entschieden, wie eventuelle Konservierungsarbeiten

auszuführen sind.

Übers Wochenende bis Dienstag oder Mittwoch wird der Baubereich – ein Fundamentgraben wurde im Zug der Arbeiten bereits ausgehoben – so gesichert, daß der Seilerbergweg fast normal nutzbar ist. Anschließend wird wieder gesperrt, damit eine Vertragsfirma die neue Kalkstein-Stützmauer errichten kann. Das Tiefbauamt rechnet für diese Arbeiten mit gut drei Wochen.



Mittlerweile trägt auch die Arbeit von Jungkolping Tiengen Früchte: So wurde jetzt die Mauer am Sailerbergweg, in der die jüdischen Grabsteine miteingebaut wurden, von der Stadt wieder abgebaut. Die Grabsteine, die momentan noch auf dem städtischen Bauhof lagern, werden demnächst von Vertretern des jüdischen Rabbinats begutachtet. Foto: Arzner

Ein kleiner Anstoß kann großes bewirken

Vom Projekt zum Prozeß: das Projekt »Tiengen Basel Israel« der Tiengener Jungkolping

Von unserem Mitarbeiter
Thomas Arzner

Waldshut-Tiengen. Am Anfang fing alles ganz klein an: ein Stadtspiel im Juni 1994, bei dem die Jugendlichen etwas über die Geschichte ihrer Stadt und der jüdischen Einwohner »mitkriegen« sollten. Daß daraus schließlich ein Projekt oder vielmehr ein Prozeß wurde, mit dem sich manche noch nach vier Jahren beschäftigen, hätte sich am Anfang wohl auch Christoph Söffge als Initiator kaum träumen lassen.

Einen Anstoß, sich mit der jüdischen Vergangenheit von Tiengen zu beschäftigen, gab sicher das Buch »Die Tiengener Juden« von Dieter Petri. Doch es wäre wahrscheinlich bei diesem Stadtspiel geblieben, wenn Christoph Söffge nicht bei den beteiligten Jugendlichen ein großes Interesse am Judentum und an den Tiengener Juden speziell vorgefunden hätte. So folgte eine Stadtführung zu den verschiedenen historischen Stätten wie zum Beispiel dem jüdischen Friedhof, der in der »Reichskristallnacht« regelrecht »umgemäht« wurde. Die Grabsteine sind

dann als Baumaterial für eine Mauer am Sailerbergweg verwendet worden.

Über Dieter Petri kamen dann auch Kontakte mit ehemaligen Tiengener Juden zustande. Besonders erwähnt sei hier der Briefwechsel mit Kurt Guggenheim, der als 17-jähriger Tiengen verlassen hat und jetzt in der Nähe von New York wohnt. Durch ihn kam auch der Kontakt zu einer weiteren Zeitzeugin Ellen Sternberg zustande. Diese machte dann im Juni 1998 einen auf alle sehr eindrücklichen Besuch in Tiengen. Wie Juden heute leben, erfuhr die Jugendgruppe bei zwei Besuchen im August und Oktober 1994 bei der jüdischen Gemeinde in Basel. Die Beschäftigung mit den jüdischen Traditionen und Riten stand hier im Vordergrund, so wurde auch ein Gottesdienst am Vorabend des Sabbaths besucht.

Einer der Höhepunkte war die Reise der Jungkolpinggruppe nach Israel. Die Idee dazu kam bald nach Projektbeginn, doch hörte sie sich damals noch utopisch an. Die Verwirklichung dieser Reise ist vor allem Christoph Söffge zu verdanken, der verschiedene Kanäle für Zuschüsse erschlossen und auch die israelischen Part-

ner auffindig machen konnte. Schließlich war alles klar, und im August 1995 konnte man dann ins »gelobte Land« aufbrechen. Die Erfahrungen, die die Jugendlichen dort machten, waren wohl einmalig: Die Gastfreundschaft, die die Jugendlichen genießen konnten, die Fremdartigkeit des Landes und seiner Bewohner und die Begegnung mit den christlich-jüdischen Stätten.

Nach dieser Reise wäre eigentlich das Projekt beendet gewesen, doch die Anstöße, die die Jugendlichen gegeben hatten, taten ihre Wirkung: Es gab sehr viele positive Reaktionen aus dem Umfeld des Projektes.

Nicht zuletzt wurde auf Anregung der Jungkolpinggruppe das allgemeine Interesse wieder auf die »Schandmauer« am Sailerbergweg gelenkt, die mittlerweile nach 60 Jahren abgetragen ist und deren Steine wohl wieder auf den jüdischen Friedhof zurückkommen.

Das Engagement der Tiengener wird jetzt auch überregional honoriert: Die Kolpingjugend Deutschland verleiht ihren Kolpingjugendpreis 1998 am 26. September in Salzbergen (Diözese Osnabrück) an die Tiengener Jungkolping-

Eine Last von den Schultern

US-Zeitung schreibt über Kurt Guggenheims Besuch in Tiengen

Als die menschlich herausragendsten Ereignisse des vergangenen Jahres sieht Dieter Petri, Autor des Buches „Die Tiengener Juden“, die beiden versöhnlichen Besuche von Ellen Sternberg-Levi und Kurt Guggenheim. Beides sei, so schreibt er in einem Neujahrsgruß an die Redaktion, der Geduld und Zähigkeit von Christoph Söffge zu verdanken.

Das Ereignis des Besuchs von Kurt Guggenheim fand auch seinen Niederschlag in einem ganzseitigen Bericht in der größten jüdischen Zeitung im Bergen County im US-Bundesstaat New Jersey, wo der mit 17 Jahren aus Tiengen geflohene Kurt Guggenheim mit seiner Frau Adora lebt.

„Return to Tiengen“ titelt „The Jewish Standard“ seine Reportage über diese Rückkehr auf der Suche nach Versöhnung, die viele sehr bewegt hat. Mit welch gemischten Gefühlen Kurt Guggenheim diese Reise angetreten hat, drückt er mit dem englischen Idiom „with a chip on my shoulder“ aus, was soviel bedeutet wie „sehr empfindlich sein“.

Ursprünglich hatte er es ja abgelehnt, noch einmal in die Stadt seiner Kindheit zu kommen. Nur einmal, 1970, seien er und seine Frau während eines Ferientaufenthaltes in der Schweiz einmal kurz nach Tiengen gefahren, hätten den Friedhof besucht

und seien dann, ohne mit irgendjemandem zu sprechen, schnell wieder verschwunden.

Und nun, so beginnt der Artikel, ein Bild dieser Stimmungen zeichnend, „on a rainy night in November“ – an einem regnerischen Novemberabend – stand Kurt Guggenheim noch einmal auf dem Friedhof, auf dem

schregen und hielten weiße Kerzen in der Hand. Auch im „headquarter“ der Jugendgruppe (Jungkolping), die das Ehepaar Guggenheim eingeladen hatte, warteten eine Menge Leute auf ihn, darunter der „current mayor of Tiengen“ (der gegenwärtige Bürgermeister) Martin Albers, Stadträte und weitere Personen des öffentlichen Lebens.

Kurt Guggenheim berichtet über die Gespräche mit der Jungkolpinggruppe, die vor allem die Schuldfrage berührt habe. Ihre Eltern hätten ihnen nichts über die Zeit der Judenvernichtung erzählen können, in der Schule habe man ihnen gesagt, sie müßten sich dafür schuldig fühlen. „Ich sagte ihnen, Ihr seid nicht schuldig. Eure Großeltern waren es. Und dies war eine große Erleichterung für sie.“

Aber auch Kurt Guggenheim habe diese Erfahrung, die er in Tiengen machte, Erleichterung gebracht. Die Aufmerksamkeit und vor allem Freundlichkeit, die er hier erfuhr, nahmen ihm den „Chip von der Schulter“. Dies brachte er auch in einem Brief an Christoph Söffge unmittelbar nach der Rückkehr zum Ausdruck. Und was bezeichnend ist: Jetzt schreibt er in Deutsch, die früheren Briefe hatte er nur in Englisch verfaßt. Trotzdem, noch einmal nach Tiengen will er nicht, antwortet Guggenheim dem Jewish Standard. „Drei Tage war genug.“ IEG



Return to Tiengen
'I went there with a chip on my shoulder'

Susan Keller
Special to The Jewish Standard
TIENGEN

"Our store was boycotted, once with the S.A. men in their brown uniforms with rifles in front of our store," Guggenheim wrote to the German teenagers. "We had

In fact, Kurt had once gone into town, in Switz, cemetery and speaking to any...
"It really helped him said something to d

Die obigen Presseartikel veröffentlichen wir mit freundlicher Genehmigung des Südkurier.

Briefe von Kurt Guggenheim und Ellen Sternberg-Levi an Christoff Söffge

In den 1990er-Jahren nahm die Jungkolping-Gruppe aus Tiengen Kontakt auf mit ehemaligen Tiengener Jüdinnen und Juden. Aus dieser Zeit stammen die folgenden Briefe.

Brief von Kurt Guggenheim an Christoph Söffge vom 10. Januar 1995

January 10, 1995

Dear Mr. Soffge:

I thank you for the work you are doing to improve relationships between Christians and Jews and to prevent the new rise of Nazism and Antisemitism. It is easier for me to write in English than German since I have to write a German letter so seldom.

You want me to tell you what I remember about my youth in Tiengen. It's not a pleasant memory. At that time Tiengen was a very small town.

As you stated in your letter, I was born in Tiengen and so was my father. Our family tree goes back many hundreds of years in Germany.

I was born in 1921 and my younger years were great until 1933 when the antisemitism started. Our store was boycotted, once with the S.A. men in their brown uniforms with rifles in front of our store. We had been friends with our neighbors across the street. Now they took pictures of the people who wanted to shop in our store so that the people were afraid to enter. In their stationery store windows they had signs saying that people should not buy in Jewish stores. It is amazing how people change.

That was just the beginning. It got worse. We were insulted, spat at and in school I was beaten up by my classmates. My friends and I used to stand in a corner of the schoolroom so nobody could get in back of us while we fought the others. I remember well when in the middle of the night the Nazis assembled in front of our house and every Jewish house (store) on the Hauptstrasse and sang "Wenns Judenblut vom Messer spritzt dann geht's nochmals so gut". It was very frightening. Oberlehrer Zentner who was a big Nazi and taught class in his S.A. uniform with pistol in his belt told me once: "Guggenheim vergess nicht dass Du nur ein Gast in der deutschen Schule bist.". I was not allowed to be in the school graduation picture. We were not allowed to use the swimming pool.

Most of our former friends shunned us and discriminated against us. My father belonged to every organization in Tiengen: Feuerweher, etc. or just paid dues. He was in many battles in World War I in the artillery. "Der Dank des Vaterlands is Dir gewiss!" He was taken to Dachau Concentration Camp with all the other Jewish men of Tiengen. My mother and the other Jewish women were put on a truck and were sent to the prison in Waldshut overnight. She asked those who put her on the truck where her husband is and the answer was that he is probably hanging from a tree already. She had seven nervous breakdowns after that. My brothers and I were

in this country going crazy from worrying. Our Swiss relatives went to Tiengen and investigated the reports they heard.

Jews were not employable in non-Jewish establishments. An apprentice position opened up in Stuttgart in a Jewish restaurant and I got the job as waiter's apprentice.

I emigrated to this country in September 1938. I was in the U.S. Army for 3 years. I worked in the best hotels and restaurants as Headwaiter and Maitre d'Hotel in Boston, Miami, Miami Beach, New Jersey and New York City. I retired in 1985. In February my wife and I will celebrate our 50th anniversary. We have a son who is a broadcaster on radio and a daughter who is a magician in Las Vegas.

In 1970 my wife and I went to Tiengen and to the Jewish Cemetery. I showed her the house in which I was born. We talked to no one. This was before I had contact with my friends - Egon Rudebusch, Schlesierstr. 1 and Friedrich Grosshans, Badstr. 12. They are good and true friends of mine who suffered a lot also because their parents did not agree with the Nazis. During my apprenticeship I came home for a vacation once and took the train between Waldshut and Tiengen. One of my friends was on the train but did not acknowledge me. When we were in the tunnel and all the lights went out he came over to me in the dark. He apologized to me that he could not be seen talking to a Jew.

The book by Mr. Dieter Petrie, "Die Tiengener Juden", is very informative and may help you. Most of my relatives were murdered during the Holocaust.

My brother Hans once encountered a former friend and his girlfriend on the sidewalk. He told my brother, the Jew, to get off the sidewalk. An argument developed and his former friend took a pistol and wanted to shoot him. The man's girlfriend put her arms around him preventing him from shooting and Hans got away. Hans died in January 1994. He was 81 years old.

One more Tiengener Jew, Ellen Levi, lives in South Africa. Several years ago she was visiting in Switzerland, but she could not bring herself to go to Tiengen. The memories of her youth were too vivid.

Once again let me thank you for educating the German youth about the Holocaust. I wish you and your group a good journey to Israel. It is a fascinating country. Be sure to have a tourguide. Most of them are archaeologists and can give you the history of every stone.

I wish you and yours a very healthy and happy New Year.

Sincerely,



Kurt Guggenheim

Brief von Kurt Guggenheim an Christoph Söffge vom 10. Januar 1995

Deutsche Übersetzung

10. Januar 1995

Sehr geehrter Herr Söffge:

Ich danke Ihnen für die Arbeit, die Sie leisten, um die Beziehungen zwischen Christen und Juden zu verbessern und das erneute Aufkommen von Nazismus und Antisemitismus zu verhindern. Es ist einfacher für mich, auf Englisch zu schreiben als auf Deutsch, da ich so selten einen deutschen Brief schreiben muss.

Sie möchten, dass ich Ihnen erzähle, was ich über meine Jugend in Tiengen weiß. Es ist keine angenehme Erinnerung. Damals war Tiengen eine sehr kleine Stadt. Wie Sie in Ihrem Brief geschrieben haben, wurde ich in Tiengen geboren und auch mein Vater. Unser Familienstammbaum reicht in Deutschland viele hundert Jahre zurück.

Ich wurde 1921 geboren, und meine jungen Jahre waren schön bis 1933, als der Antisemitismus begann. Unser Geschäft wurde boykottiert, einmal von den S.A.-Männern in ihren braunen Uniformen mit Gewehren vor unserem Geschäft.

Wir waren mit unseren Nachbarn auf der anderen Straßenseite befreundet gewesen. Jetzt fotografierten die Leute, die in unserem Laden einkaufen wollten, so dass diese Angst hatten, einzutreten. In die Schaufenster ihres Schreibwarenladens hängten sie Schilder, auf denen stand, dass man nicht in jüdischen Geschäften kaufen solle. Es ist erstaunlich, wie sich Menschen verändern.

Das war nur der Anfang. Es wurde noch schlimmer. Wir wurden beschimpft, bespuckt und in der Schule wurde ich von meinen Klassenkameraden verprügelt. Meine Freunde und ich standen in einer Ecke des Schulraums,

damit uns niemand in den Rücken fallen konnte, während wir mit den anderen kämpften. Ich erinnere mich gut daran, als sich die Nazis mitten in der Nacht vor unserem Haus und jedem jüdischen Haus (Geschäft) in der Hauptstraße versammelten und sangen "Wenns Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's nochmals so gut". Es war sehr beängstigend.

Oberlehrer Zentner, der ein großer Nazi war und in seiner SA-Uniform mit Pistole im Gürtel unterrichtete, sagte mir einmal: "Guggenheim vergesse nicht, dass Du nur ein Gast in der deutschen Schule bist". Ich durfte nicht auf das Schulentlassungsfoto. Wir durften das Schwimmbad nicht benutzen. Die meisten unserer ehemaligen Freunde mieden uns und diskriminierten uns.

Mein Vater gehörte zu jedem Verein in Tiengen: Feuerwehr, etc. oder zahlte er einfach Mitgliedsbeiträge (Passivmitglied). Er nahm an vielen Schlachten des Ersten Weltkriegs in der Artillerie teil. "Der Dank des Vaterlandes ist Dir gewiss!" Er wurde mit allen anderen jüdischen Männern aus Tiengen in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Meine Mutter und die anderen jüdischen Frauen wurden auf einen Lastwagen verladen und über Nacht in das Gefängnis in Waldshut gebracht. Sie fragte diejenigen, die sie auf den Lastwagen setzten, wo ihr Mann sei, und die Antwort war, dass er wahrscheinlich schon an einem Baum hänge. Danach hatte sie sieben Nervenzusammenbrüche. Meine Brüder und ich wurden in diesem Land verrückt vor Sorgen. Unsere Schweizer Verwandten gingen nach Tiengen und untersuchten die Berichte, die sie hörten.

Juden waren in nichtjüdischen Betrieben nicht vermittelbar. In einem jüdischen Restaurant in Stuttgart wurde eine Lehrstelle angeboten, ich bekam die Stelle als Kellner Lehrling.

Ich emigrierte im September 1938 in die USA. Ich war 3 Jahre in der U.S. Armee. Ich arbeitete in den besten Hotels und Restaurants als Oberkellner und Maitre d'Hotel in Boston, Miami, Miami Beach, New Jersey und New York City. 1985 ging ich in den Ruhestand. Im Februar werden meine Frau und ich unseren 50-jährigen Hochzeitstag feiern. Wir haben einen Sohn, der Radiomoderator ist, und eine Tochter, die als Zauberkünstlerin in Las Vegas arbeitet.

1970 fuhren meine Frau und ich nach Tiengen und auf den jüdischen Friedhof. Ich zeigte ihr das Haus, in dem ich geboren wurde. Wir sprachen mit niemandem. Das war, bevor ich Kontakt zu meinen Freunden - Egon Rudebusch, Schlesierstr. 1 und Friedrich Großhans, Badstr. 12 hatte. Sie sind gute und wahre Freunde von mir, die viel gelitten haben, auch weil ihre Eltern mit den Nazis nicht einverstanden waren.

Während meiner Lehrzeit fuhr ich einmal in den Ferien nach Hause und nahm den Zug von Waldshut nach Tiengen. Ein Freund von mir saß im Zug, aber er tat, als ob er mich nicht kennen würde. Als wir im Tunnel waren und alle Lichter ausgingen, kam er im Dunkeln zu mir herüber. Er entschuldigte sich bei mir, dass man ihn nicht im Gespräch mit einem Juden sehen dürfe.

Das Buch von Herrn Dieter Petri, "Die Tiengener Juden", ist sehr informativ.

Die meisten meiner Verwandten wurden während des Holocausts ermordet. Mein Bruder

Hans begegnete einmal einem ehemaligen Freund und seiner Freundin auf dem Bürgersteig. Er sagte zu meinem Bruder, dem Juden, er solle vom Bürgersteig herunter gehen. Es kam zu einem Streit und der ehemalige Freund nahm eine Pistole und wollte ihn erschießen. Die Freundin des Mannes legte ihre Arme um ihn und Hans konnte entkommen. Hans starb im Januar 1994, er war 81 Jahre alt.

Eine weitere Tiengener Jüdin, Ellen Levi, lebt in Südafrika. Vor einigen Jahren war sie zu Besuch in der Schweiz, konnte sich aber nicht dazu durchringen nach Tiengen zu fahren. Die Erinnerungen an ihre Jugendzeit waren noch zu lebendig.

Ich möchte mich noch einmal dafür bedanken, dass Sie die deutsche Jugend über den Holocaust aufklären. Ich wünsche Ihnen und Ihrer Gruppe eine gute Reise nach Israel. Es ist ein faszinierendes Land, nehmen Sie unbedingt einen Reiseleiter mit. Die meisten von ihnen sind Archäologen und können Ihnen die Geschichte von jedem Stein erzählen.

Ich wünsche Ihnen und den Ihren ein gesundes und glückliches Neues Jahr.

Mit freundlichen Grüßen

Kurt Guggenheim

Brief von Ellen Sternberg-Levi an Christoph Söffge vom 10.06.1996

Seal the two side flaps first.
Versel eers die twee sykklappe.
Ocean View
Beach Rd. Sea Point
CAPE TOWN 8001
S. Africa
10/06/96

Dear Mr. Soeffge,

First of all I must apologise for not answering your letter earlier. Many thanks for your kind card, it certainly brought back memories of my youth in Tiengen.

I was ill since September 95 but am now well on the way to full recovery and strong enough to answer your questions.

I was born in Freiburg i.Br. on the 25/07/1924 but spent my youth in Tiengen. My early childhood was a happy one - until 1933. Then the spectre of "Hitler" hung over all our heads and the anxiety filtered through to us children. Friends suddenly turned their backs on us, one spoke in whispers of emmigration, one looked for relatives in foreign lands. My father went in 1934 to the then Palestine but the Mufti-organised, anti-Jewish riots disillusioned him to move there with his young family. He came back. In 1935 we fled at night to France since a close friend told us that the Nazis were coming next day to take my father in "Schutzhaft". We simply locked the house and crossed the border in a Snow Storm. After a dreadful winter in Dijon my mother took us children tentatively back and a few days later my father joined us. Then came the laws that we could no longer employ "Aryans" and the wonderful couple who had been with us for years had to leave. My parents could no longer manage the big house, garden and stables on their own and my brother and I were sent off to my grandparents in Braisach a/Rh. Desperate efforts to leave ended in my father's emigration to the then Rhodesia in 1937. My mother was left to handle the emigration on her own, she developed painful stomach ulcers but somehow managed to wind up the affairs and we left for Africa in 1938.

I was cheated of my childhood. After 1933 I had no more friends. Anneliese Burkhardt, the local Pfarrer's daughter, my best friend could no longer see me. In winter when I had to use skis, the boys used to corner me and nearly suffocate me with my head in the snow. When I went to school in Waldshut by train, fellow pupils used to throw my books out the window. When I tried to lock myself in the toilet when the train went through the tunnel, the boys waited for me and beat me up. My mother decided to keep me home from school. One morning the police came and marched me through Tiengen to the Junior school which I had not attended for more than a year since I was enrolled at the Gymnasium in Waldshut. The people jeered as I walked through the streets and to this day I have a phobia about Uniforms and military music. Rehabilitation in Rhodesia was not easy and the feeling of loss stayed with me for a long time. In Germany I had never been allowed to go to a swimming pool, a cinema, a theatre. "Juden unerwünscht" was written on the door. Rhodesia was so different to the green hills of the "Blackforest" no rivers, arid countryside, hot climate and a strange colonial people with no culture. I sorely missed all that we had left behind. My parents worked very hard to make a new life but it cost them their health. I have built up a resentment against the older German Generation and my own children have vowed not to set foot in Germany.

I therefore appreciate sincerely all your genuine efforts to make good the many wrongs. I wish you lots of luck and strength and if I can be of any further help, be free to write to me.

With kind regards Ellen Sternberg (Levi)

Brief von Ellen Sternberg-Levi an Christoph Söffge vom 10.06.1996

Deutsche Übersetzung

Sehr geehrter Herr Soeffge,
zunächst einmal muss ich mich dafür entschuldigen, dass ich Ihren Brief nicht früher beantwortet habe. Vielen Dank für Ihre nette Karte, sie hat Erinnerungen an meine Jugend in Tiengen geweckt. Ich war seit September 1995 krank, bin aber jetzt auf dem Weg der Besserung und stark genug, um Ihre Fragen zu beantworten.

Ich wurde am 25.07.1924 in Freiburg i. Br. geboren, verbrachte aber meine Jugend in Tiengen. Meine frühe Kindheit war eine glückliche - bis 1933. Dann hing das Gespenst "Hitler" über unseren Köpfen und die Angst sickerte zu uns Kindern durch. Freunde kehrten uns plötzlich den Rücken, man sprach im Flüsterton von Auswanderung, man suchte nach Verwandten in fernen Ländern. Mein Vater ging 1934 in das damalige Palästina, aber die vom Mufti organisierten antijüdischen Unruhen desillusionierten ihn, mit seiner jungen Familie dorthin zu ziehen. Er kam zurück. 1935 flohen wir nachts nach Frankreich, da ein enger Freund uns sagte, dass die Nazis am nächsten Tag kommen würden, um meinen Vater in "Schutzhaft" zu nehmen. Wir schlossen einfach das Haus ab und überquerten die Grenze. Nach einem furchtbaren Winter in Dijon brachte meine Mutter uns Kinder zögernd zurück und einige Tage später kam mein Vater zu uns. Dann kamen die Gesetze, dass wir keine "Arier" mehr beschäftigen durften und das wunderbare Ehepaar, das seit Jahren bei uns war, musste gehen.

Meine Eltern konnten das große Haus, den Garten und die Ställe nicht mehr allein bewirtschaften, und mein Bruder und ich wurden zu meinen Großeltern in Breisach a. Rh. geschickt. Verzweifelte Versuche, zu emigrieren, endeten mit der Auswanderung meines Vaters in das damalige Rhodesien im Jahr 1937. Meine Mutter war nun mit der Organisation der

Auswanderung auf sich allein gestellt. Sie erkrankte an Magengeschwüren, schaffte es aber irgendwie, die Angelegenheiten zu regeln, und wir reisten 1938 nach Afrika aus.

Ich wurde um meine Kindheit betrogen. Nach 1933 hatte ich keine Freunde mehr. Anneliese Burkhardt, die Tochter des örtlichen (evangelischen) Pfarrers, meine beste Freundin, konnte mich nicht mehr sehen. Im Winter, wenn ich mit Skiern fahren musste, versuchten die Jungen, mich in die Enge zu treiben und mich mit dem Kopf im Schnee zu ersticken. Wenn ich in Waldshut mit dem Zug zur Schule fuhr, warfen Mitschüler meine Bücher aus dem Fenster. Wenn ich versuchte, mich auf der Toilette einzuschließen, wenn der Zug durch den Tunnel fuhr, warteten die Jungen auf mich und verprügelten mich. Meine Mutter beschloss, mich von der Schule zu nehmen. Eines Morgens kam die Polizei und marschierte mit mir durch Tiengen zur Realschule, die ich seit mehr als einem Jahr nicht mehr besucht hatte, da ich auf dem Gymnasium in Waldshut eingeschrieben war. Die Leute johlten, als ich durch die Straßen ging, und bis heute habe ich eine Phobie vor Uniformen und Militärmusik. Der Neuanfang in Rhodesien war nicht einfach und das Gefühl des Verlustes hielt lange an.

In Deutschland hatte ich nie ein Schwimmbad, ein Kino oder ein Theater besuchen dürfen. "Juden unerwünscht" stand an der Tür. Rhodesien war so anders als die grünen Hügel des Schwarzwaldes, keine Flüsse, trockene Landschaften, heißes Klima und ein seltsames Kolonialvolk ohne Kultur. Ich vermisste alles, was wir hinter uns gelassen hatten. Meine Eltern arbeiteten sehr hart, um sich ein neues Leben aufzubauen, aber es kostete sie die Gesundheit. Ich habe eine Abneigung gegen die ältere deutsche Generation entwickelt, und meine eigenen Kinder wollten keinen Fuß in Deutschland setzen.

Ich schätze daher aufrichtig alle Ihre ernsthaften Bemühungen, das große Unrecht wieder gut zu machen. Ich wünsche Ihnen viel Glück und Kraft und wenn ich Ihnen weiterhelfen kann, können Sie mir gerne schreiben.

Mit freundlichen Grüßen
(Levi)

Ellen Sternberg

Brief von Ellen Sternberg-Levi an Christoph Söffge vom 23.01.1997

C-7. 23/1/97

DEAR MR SOEFFGE,

I HAVE JUST RECEIVED YOUR LETTER OF THE 13TH JANUARY, '97 AND OF COURSE YOUR LETTER OF THE 16TH JULY, '96.

IT SPEAKS TO ME OF SO MUCH SINCERETY AND COMPASSION THAT I FEEL I HAVE TO REPLY TO YOUR MANY QUESTIONS. I WAS ONCE IN TIENGEN IN 1960 --- FOR 10 MINUTES, THEN FLED WITH TEARS RUNNING DOWN MY FACE, ACCROSS THE BORDER TO SWITZERLAND. I HAD WANTED TO SEE THE "ELTERNHAUS" AGAIN BUT THE EMOTIONAL UPHEAVAL WAS TOO MUCH FOR ME. THE ONLY PERSON WITH WHOM I WAS BRIEFLY IN TOUCH WAS MR MORITZ MEYER, BUT HE WAS THEN ALREADY AN OLD MAN LIVING IN THE USA.

I SPENT AN EVENING WITH MR GUGGENHEIM IN N.J. IN '89 AND WE RELIVED SOME OF OUR MUTUAL EXPERIENCES.

WITH REFERENCE TO YOUR INVITATION, IT IS VERY KIND OF YOU TO ASK ME TO COME TO TIENGEN. I WOULD ONLY CONSIDER THE INVITATION IF THE TOWN WOULD PAY THE AIR FARE AND NOT YOUR ORGANISATION AS I AM SURE THAT YOU DO NOT HAVE SUCH FUNDS AT YOUR DISPOSAL.

ALSO IT WOULD MAKE IT EASIER IF MR GUGGENHEIM WOULD ALSO BE THERE AS MY HUSBAND IS AT THE MOMENT RECOVERING FROM A BROKEN LEG AND WILL NOT BE ABLE TO TRAVEL.

UNFORTUNATLY I DO NOT HAVE ANY PICTURES OF TIENGEN AS SUCH WE HAVE AN OIL PAINTING OF OUR HOUSE AND I HAVE A LITTLE ALBUM WITH PERSONAL PHOTOGRAPHS.

I LOOK FORWARD TO HEARING FROM YOU AGAIN AND SHOULD I COME TO TIENGEN I SHALL BRING ALONG ALL MY MEMORIES AND WHATEVER PICTURES I WILL FIND.

I WISH YOU CONTINUED SUCCESS IN YOUR QUEST NOT TO LET THE MEMORY OF THE HOLOCAUST FADE INTO OBLIVION. FUTURE GENERATIONS MUST REMEMBER WHAT HAPPENED TO THOSE 6,000,000.

THANK YOU AGAIN FOR YOUR INVITQION.

WITH KIND REGARDS,

Ellen Sternberg

encure the English. Since my mother learned away of her very little German, although I speak it fluently.

Brief von Ellen Sternberg-Levi an Christoph Söffge vom 23.01.1997

Deutsche Übersetzung

Sehr geehrter Herr Soeffge,

ich habe in ihrem Brief vom 13. Januar 1997 erhalten und auch ihren Brief vom 16. Juli 1996. Aus ihm sprechen so viel Aufrichtigkeit und Mitgefühl, dass ich mich verpflichtet fühle, auf ihre vielen Fragen zu antworten.

Ich war 1960 einmal in Tiengen, zehn Minuten lang, dann bin ich mit tränenüberströmt über die Grenze in die Schweiz geflüchtet. Ich wollte das "Elternhaus" noch einmal sehen.

Aber die emotionale Erschütterung war zu viel für mich. Die einzige Person, mit der ich noch in Kontakt war, war Herr Moritz Meyer, aber er war damals schon ein alter Mann und lebte in den USA. Im Jahr 1959 verbrachte einen Abend mit Herrn (Kurt) Guggenheim in New York. Und wir durchlebten nochmals einige unserer gemeinsamen Erfahrungen.

Bezüglich ihrer Einladung ist es sehr nett von ihnen, dass sie mich bitten, mit nach Tiengen zu kommen. Ich würde die Einladung nur in Betracht ziehen, wenn die Stadt die Flugkosten bezahlen würde und nicht ihre Organisation, da ich mir sicher bin, dass sie nicht derart umfangreiche Mittel zu ihrer Verfügung haben.

Außerdem wäre es einfacher, wenn Herr Guggenheim auch dabei sein könnte. Mein Mann erholt sich zurzeit von einem Beinbruch und wird nicht reisen können.

Leider habe ich keine Bilder von Tiengen. Wir haben ein Ölgemälde von unserem Haus und ich habe ein kleines Album mit persönlichen Fotos.

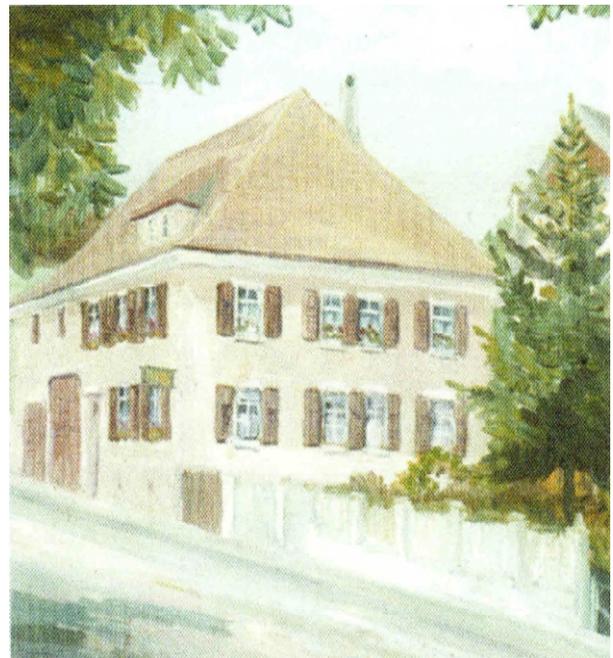
Ich freue mich darauf, wieder von ihnen zu hören, und sollte ich nach Tiengen

kommen, werde ich alle meine Erinnerungen und alle Bilder mitbringen, die ich finden werde.

Ich wünsche ihnen weiterhin viel Erfolg in ihrem Bestreben, die Erinnerung an den Holocaust nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Zukünftige Generationen müssen sich daran erinnern, was mit diesen 6 Millionen (Opfer des Holocaust) geschehen ist.

Mit freundlichen Grüßen

Ellen Sternberg



Das im Brief erwähnte Gemälde von Ellen Sternbergs Elternhaus. Es stand in Tiengen in der Schwarzenbergstraße 6. Bild: FJL

Ein Bericht über die Reichspogromnacht in Waldshut

Von Eugen Hauffe

Der erst siebzehnjährige Herschel Grynszpan, ein seit zwei Jahren sich arm und heimatlos in Belgien und Frankreich herumtreibender Sohn polnisch-jüdischer Eltern, spazierte am Morgen des siebten Novembers in Paris in Richtung jener Villa, in welcher er den deutschen Botschafter Graf Welzeck aufsuchen wollte. Der junge Legationssekretär Ernst vom Rath hielt den Ankömmling für einen etwas sonderlichen jungen Bittsteller. Es war keiner. Vielmehr zog er eine Pistole. Peng. Der Mörder wurde verhaftet.

Zwei Tage waren seither vergangen. Mein kleiner Bruder Alfred und ich kamen am frühen Abend im alltäglichen Grenzverkehr zurück aus der Schweiz. »Was ist denn hier los?« fragte Alfred. Ich wusste es auch nicht. Wir standen auf dem Johannisplatz (in Waldshut), unserem Schulhof, und sahen Männer, die wir kannten. Es waren Väter und Söhne in Zivil. Einige trugen Stiefel. Die Männer formierten sich. Sie machten keine frohen Gesichter, aber auch keine bedrückten. Sie verhielten sich irgendwie aufgekratzt, euphorisch, als hätten sie weiß Gott was vor. Auf einmal zogen sie dann grölend los, die Männer mit und ohne Schlips. Vorneweg trugen sie ein aufgerolltes, fast straßenbreites *Transparent*: »*Rache für vom Rath!*«, mit übergroßen Buchstaben schwarz auf weißem Stoff.

Nirgendwo ein Polizist und auch sonst keine Uniform zu sehen. Alfred sah etwas ganz anderes. Er sah Schlimmes kommen.

»Komm mit heim, sonst kriegst du bestimmt daheim Ärger!« mahnte mich mein kleiner Bruder. Ich hörte nicht auf ihn und wollte

mehr darüber wissen, was hier geschieht - geschehen würde. Alfred war nach Hause gegangen.

Jetzt hatten die Männer Tritt gefasst. Die Kolonne marschierte. Neugierige zogen mit einigem Abstand nebenher und hinterher. Die Männer im Gleichschritt sangen wie Landsknechte:

» *Und wenn das Judenblut vom Messer
spritzt, dann geht's nochmal so gut!* «

Oberes Stadttor. Seltenbachbrücke. Bismarckstraße. Sie war zur Straße von Blutrünstigen geworden. Halt im Hof neben dem Bezirksgefängnis. Eine Menschenansammlung. Männer grölen, machen Fäuste. Andere rennen in das mehrgeschossige Wohnhaus (*ehemaliges Marienhaus, hinter der Sparkasse*). Lärm dringt vom Treppenhaus her nach unten auf den Hof. Ein Mann poltert Hals über Kopf ohne ein Gefühl für vorne und hinten von oben bis unten die Stufen hinunter, wird von Männern an Armen und Beinen gepackt und wie im Schlachthof auf den Platz vor der Gefängnismauer geworfen, verprügelt, gezerrt, getreten. Der Mann jammert nur noch leise. Zwei Männer trampeln mit ihren Stiefeln auf dem gepeinigten Körper. Das Geschehen ist erregend und lähmend zugleich. Was meine Augen sehen, ist im Mitgefühl kaum verkraftbar. Ich kenne den so schändlich gequälten Mann, und ich kenne auch die feigen Schinderknechte in ihren Stiefeln. Aber wer kennt wen in dieser schlimmen Zeit denn wirklich?

Nur das Zucken seines Körpers lässt mich hoffen, dass der am Boden liegende Jude Siegbert überlebt. Vielleicht will er schreien,

doch er kann nicht einmal mehr stöhnen.
Wann wird wer ihn wohin bringen?

Hier in diesem Mietshaus hatte er gewohnt - bis jetzt! Sein kleines Ladengeschäft war in der Kaiserstraße - bis jetzt! Meine Gedanken überschlagen sich, werden vom Mitgefühl ertränkt. Es ist vollbracht!

Endlich zieht die wilde Kolonne ab.
Bismarckstraße, Seltenbachbrücke. Oberes Stadttor. Kaiserstraße. Männer grölen, machen Fäuste. Andere rennen in das mehrgeschossige Mietswohnhaus (*Kaiserstraße 22*). Vom Treppenhaus dringt Lärm nach unten. Gegenstände fallen aus dem kaputtgeschlagenen Fenster vom vierten Stock auf die Straße. Auch Teile einer elektrischen Eisenbahn. Ich hatte so oft mit ihr gespielt, oben, wo draußen an der Tür im Eckhaus Haberer auf hochglanzpoliertem Messingschild der Name des Wohnungsinhabers eingraviert ist: Siegfried Aufrichtig.

Ob Gerhard (*Aufrichtig*) auch oben ist?
Nicht einmal fragen durfte ich und schon gar nicht etwas sagen gegen das, was an diesem Abend geschah, der schon in die Nacht hineinreichte, in die Reichskristallnacht.

Ich war vierzehn und fünf Monate, Gerhard sechzig Tage jünger. Sein schon fast 65jähriger Vater landete mit schweren Körperverletzungen erst auf der Straße und dann im berühmtesten Konzentrationslager Dachau. Seine ein

Jahrzehnt jüngere Frau Lucie blieb voller Verzweiflung in der demolierten Wohnung zurück. Die Wüstlinge dieser »Kristallnacht« aber zogen weiter.

Und wieder grölten sie zwischen den beiden Stadttoren wie brandschatzende, blutrünstige Landsknechte:

»Und wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut!«

Beim unteren Stadttor rannten die Männer wieder in ein Treppenhaus. Sie kamen schon bald wieder nach unten. Ohne großes Gepolter. Der Jude Bloch war beizeiten verschwunden. Bei den wenigen Menschen drum herum sah man enttäuschte, vereinzelt wütende, aber doch mehr zufriedene und schadenfrohe Gesichter. Man musste sie bedeckt halten, und so versteckte sich dann auch dieser dunkle neunte November achtunddreißig hinter dem Schleier der Nacht. Ich zottelte heimwärts, entlang der alten Friedhofsmauer, über die kleine Seltenbachbrücke zum ersten roten Haus im Schmitzingertal.

Die Stühlinger Juden

Von Jutta Binner-Schwarz

Ein kurzer Blick auf die Geschichte der Stühlinger Juden

In Stühlingen bestand seit dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts bis zur Ausweisung aller Juden im Jahr 1743 eine stattliche jüdische Gemeinde. Für das Recht, im Ort zu wohnen, bezahlte sie hohe Geldsummen an den jeweiligen Landesherrn, aber auch an die Stadtgemeinde. Im Austausch erhielten die jüdischen Familien einen Schutz- oder Satzbrief, der ihren Verbleib in der Stadt sicherte und ihre Rechte, aber auch Pflichten auflistete. Sie wohnten in erster Linie in der Judengasse (heute Gerberstraße) im Städtle, vereinzelt auch unten im Dorf. In der Gerberstraße lagen die Synagoge, das Haus des Rabbiners und eine Mikwe (Ritualbad). Der Volksmund nennt diese Ecke heute noch „Judenwinkel“. 1615 besaßen hier jüdische Familien sechs Häuser. Es war den Juden erlaubt, in Stühlingen ihren Geschäften nachzugehen und ihre Religion auszuüben. Als berühmtester Abkömmling der Stühlinger Juden wird Nathanael Weil (1687-1769) genannt, der später Oberrabbiner der badischen Juden wurde. Auch der Komponist Kurt Weill hat Stühlinger Wurzeln.

Ihre Verstorbenen bestatteten die Familien auf der ihnen zugestandenen Begräbnisstätte im Schinderwald (siehe Kapitel „Jüdischer Friedhof“).

1743 mussten die Juden Stühlingen verlassen, da Fürst Joseph Wilhelm Ernst zu Fürstenberg unter anderem auf Betreiben der Stadtbewohner ihren Schutzbrief nicht mehr verlängerte. Er beendete damit ein Privileg, das erstmals die Grafen zu Lupfen gewährt hatten. In regelmäßigen Abständen war der Schutzbrief zunächst

von den Pappenheimern, später von den Fürstenbergern erneuert worden. Nun waren die jüdischen Familien gezwungen, zum größeren Teil in die Schweiz (Lengnau, Endingen) oder nach Gailingen und Randegg im Hegau umzusiedeln.

Im 19. Jahrhundert ließen sich wieder vereinzelt Juden in Stühlingen nieder. Der letzte von ihnen war Levi Bloch, der von 1893 bis 1917 im Besitz der Schür am Stadtgraben war.

Quellen:

- Fürstlich Fürstenbergisches Archiv
- Gustav Häusler, Stühlingen – Vergangenheit und Zukunft
- Archiv des Schwarzwaldvereins



*Der Judenwinkel von Stühlingen in früherer Zeit
Bild: Dino Litterini*



Der Judenwinkel heute
Bild: Binner-Schwarz

Wo befand sich in Stühlingen der jüdische Friedhof?

In den Schutzbriefen war den in Stühlingen ansässigen Juden ausdrücklich eine Begräbnisstätte gestattet worden. Im Satzbrief von 1717 stand beispielsweise:

„In der zu Stühlingen außerhalb der Stadt bis-hero ingehabten Synagog oder Schul ihre gewöhnliche Ceremonia und Exercitia zu üben, nicht weniger sich der jenseits der Wutach gelegenen und von Alters hero inghabten Seputor (Sepultur, Sepulcrum: Begräbnisstätte) zu gebrauchen.“

Ebenfalls im Satzbrief steht zu lesen, die Juden sollen *„ihre Synagog oder Schul in gutem Bau und Ehren halten und ihr Begräbniß auch mit einem Zaun ordentlich und also umgeben, daß das Vieh nicht dazu kommen und dort waiden möge.“*

Wo sich der jüdische Friedhof genau befand, ist heute ungeklärt. Verschiedene Quellen verorten ihn in der Nähe des Wasenplatzes „jenseits der Wutach“ im Schinderwald (Gewann Vorderer Bücken).

Vier Hinweise

1. Der jüdische Friedhof wird in Gustav Häuslers Buch „Stühlingen – Vergangenheit und Gegenwart“ im Kapitel „Flurnamen“ als *„das Judenbegräbnis obem Schaffhauser Weg“* beschrieben.
2. In der „Heimatgeschichte der badischen Juden“ von 1927 erklärte Berthold Rosenthal zum Thema: *„Aus einer Anfrage des Grafen Konrad an die Sequesteramtleute ging hervor, daß um 1600 mehrere jüdische Familien in Stühlingen saßen, die bereits einen eigenen Friedhof hatten.“* In der zugehörigen Fußnote stellt er fest: *„Trotz mehrfacher Bemühungen wollte es nicht gelingen, genaue Angaben über die Lage dieses Friedhofes zu erhalten. Seine Spuren sind völlig verwischt. Mutmaßlich hat er sich jenseits der Wutach an einem Waldhange befunden. Dort ist ein ebener Platz, dessen Anlage wohl ähnlichen Zwecken gedient haben mochte. Später aber diente diese Stelle den Zwecken des Wasenmeisters“.*
3. Dies entspräche auch den Vorstellungen des in Kanada lebenden Ralph Bloch, der die Hohenlupfenstadt im Zuge der Recherchen für sein Buch „Die Juden von Stühlingen – eine ländliche Gemeinde im frühneuzeitlichen Deutschland“ besuchte. Im Gespräch bestätigte er, dass es durchaus möglich sei, dass der jüdische Friedhof in der Nähe des Wasenplatzes zu finden war. Dessen Lage ist bekannt und somit wäre die Örtlichkeit stark eingegrenzt.
4. Der Schleitheimer Anwalt und Heimatforscher Samuel Pletscher (1838 – 1904) befasste sich ebenfalls mit der Thematik, allerdings ohne den Wasenplatz zu nennen. Er schrieb um 1880 hierzu: *„Jenseits der Wutach, am Bergabhang, der zum*

Westerholz ansteigt, findet sich endlich die wohlbekannte Stelle, wo sich ehemals der jüdische Begräbnisplatz befand, jetzt freilich als solcher nicht mehr kenntlich, da alle ehemals daselbst befindlichen Grab- und Gedächtnissteine weggenommen und zerstört worden sind.“

Jüdischer Grabstein aus Stühlingen

Das einzige sichtbare Zeichen des jüdischen Friedhofes ist ein Grabstein mit hebräischen Schriftzeichen, den eine aufmerksame Stühlingerin in einem Keller der Gerberstraße gefunden hat. Dieser wurde dankenswerter Weise vor Jahren im Judenwinkel unter der Stadtlinde platziert.



Nicht der Wahrheit entspricht die vor einigen Jahren in Umlauf gebrachte Behauptung, die steile Treppe vom Städtle zum Schloss hinauf sei mit jüdischen Grabsteinen errichtet worden. Den Weg zum Pavillon und weiter zum Schloss, der auch heute noch genutzt wird, ließ 1893 der Schwarzwaldverein erneuern. Die Rechnungen für Material und Ausführung befinden sich im Vereinsarchiv.

Samuel Pletscher und der jüdische Friedhof von Stühlingen

Dass Grabsteine gleichwohl als Baumaterial genutzt wurden, erwähnt der Schleithemer Anwalt und Heimatforscher Samuel Pletscher (1838 – 1904) in seinen Aufzeichnungen.

Unter anderem verfasste er 1880/81 für die in Bonndorf herausgegebene „Schwarzwälder Zeitung“ eine Artikelserie über die „Ortsphysiognomie von Stühlingen“. In ihr ging er auf den jüdischen Friedhof ein: *„Die jüdische Begräbnisstätte lag jenseits der Wutach und enthielt zahlreiche steinerne Denkmäler, von denen später einige zu höchst profanen Zwecken verwendet worden sind, nachdem die Judenschaft im Orte nicht mehr geduldet wurde. Für diesen Begräbnisplatz mußte die Judengemeinde eine besondere Gebühr entrichten, die nicht gering genannt werden kann.“*

Unter der Überschrift „Beiträge zur Geschichte der Judenschaft in Stühlingen“ führte er aus: *„Doch findet der aufmerksame Beobachter im Dorfe Stühlingen, auf dem Platze, der sich vor dem Hause des Herrn Müller, Kaufmann, befindet, noch einen mächtigen jüdischen Grabstein vor, der wohl behauen noch eine deutlich und gut erhaltene Inschrift zeigt. Es ist eine starke und schöne Kalksteinplatte, die ihrer ansehnlichen Größe halber als Dohlendeckel benutzt worden ist. Vielleicht sind auch die daneben liegenden Steinplatten ebenfalls Grabsteine, deren Inschriften statt nach oben nach unten hin zu liegen kamen. Solcher jüdischer Grabdenkmäler sollen in Stühlingen noch einige vorhanden sein, die man zu profanen Zwecken verwendete, z. B. in Kellern, sodann als Grabendeckel und Brücken in Wiesen u.s.w.“*

Quellen:

- *Fürstlich Fürstenbergisches Archiv*
- *Samuel Pletscher, Ortsphysiognomie Stühlingen, Schwarzwälder Zeitung*

- *Berthold Rosenthal, Heimatgeschichte der badischen Juden*

- *Gustav Häusler, Stühlingen – Vergangenheit und Zukunft*
- *Ralph Bloch, The Jews of Stühlingen*

Blick vom Schloss auf die Stadt



Auf dieser Lithografie „Blick vom Schloss auf die Stadt“ von Emil Würth sieht man den Judenwinkel, die Hallauer Brücke und den Weg, der hinauf zum Schinderwald und zum Wasenplatz führte.

Die Judenlöcher

In Stühlingen gibt es im Ruckwald am Hang zwischen Stühlingen und Eberfingen ein System aus Höhlen und Erdspalten im Kalkgestein. Es wird im Volksmund „Judenlöcher“ genannt. Der Überlieferung nach sollen sich hier im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) Familien der jüdischen Gemeinde Stühlingens versteckt gehalten haben. Dafür gibt es allerdings keinen Beweis.

Tatsächlich erlebte Stühlingen zwischen 1632 und 1640 schwere Zeiten. Negativer Höhepunkt war der Winter 1633/34, als 30 000 Soldaten der kaiserlichen Truppen in der Region überwinterten. Die gesamte Einwohnerschaft litt unter dieser Einquartierung. Es ist gut vorstellbar, dass die ansässigen Juden nicht nur ausgeplündert, sondern auch drangsaliert wurden. Nachgewiesen ist, dass Stühlinger Juden zu dieser Zeit in die Schweiz nach Hallau und nach Rheineck (Rheintal) flüchteten.

Gustav Häusler schreibt dazu in seiner Stühlinger Chronik: „Durch diese Besatzung wurde die Bevölkerung in schlimmster Weise ausgezogen. Nach dem Abzug der Truppen waren alle Einquartierungsorte ausgeplündert.“ Weiter notierte er: „Die Juden sollen sich um jene Zeit in den Höhlen und Spalten des Ruckwaldes aufgehalten haben. Die Bezeichnung „Judenlöcher“ erinnert noch daran.“

Auch der in Toronto lebende Ralph Bloch, Schweizer Jude mit Stühlinger Vorfahren, erwähnt den Dreißigjährigen Krieg und die „Judenlöcher“ in seinen Recherchen zur Geschichte der Stühlinger Juden.

Er schreibt sinngemäß: „Der Sage nach flohen einige verängstigte Juden in den steilen, bewaldeten Hang südlich von Stühlingen und versteckten sich in Höhlen, die noch heute „Juden Holes“ – Judenlöcher, genannt werden. Andere flohen in die Schweiz.“ Er benennt einen Samuel ben Guggenheim, der in Hallau Zuflucht suchte. Weitere Stühlinger Juden zogen bis Rheineck im Rheintal, um sich der dort befindlichen kleinen jüdischen Gemeinde anzuschließen. Dort hatten sich bereits 1632 Stühlinger Juden niedergelassen. (1632 zogen kaiserliche und schwedische Truppen durch Stühlingen). Auch Ralph Bloch fand in den Archiven keine genaueren Angaben zu den „Judenlöchern“.

Quellen:

- *Fürstlich Fürstenbergisches Archiv*
- *Gustav Häusler, Stühlingen – Vergangenheit und Gegenwart*
- *Ralph Bloch, The Jews of Stühlingen*



Die Judenlöcher von Stühlingen

Bild: Jutta Binner-Schwarz

Familie Levi Bloch – Eine Spurensuche

Von Jutta Binner-Schwarz

Seit dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts bis 1743 lebte in den Mauern des Stühlinger Städtles eine stattliche jüdische Gemeinde. Die Familien, die vor allem entlang der Judengasse, der heutigen Gerberstraße, wohnten, bezahlten für dieses Recht einen hohen Preis. Regelmäßig erneuerte Satzbriefe hielten genau fest, welche Summen an Schutzgeld sie zunächst an die Grafen von Lupfen und später an die Pappenheimer und Fürstenberger sowie in die Stadtkasse zu zahlen hatten. Auch die Rechte und Pflichten der Juden waren genau festgehalten. Bis 1743 war es ihnen erlaubt in Stühlingen ihren Geschäften nachzugehen und ihre Religion auszuüben. Im Judenwinkel stand die Synagoge, in der Nähe gab es auch eine Mikwe (Ritualbad). Ihre Verstorbenen bestatteten die Stühlinger Juden auf der ihnen zugestandenen Begräbnisstätte im Schinderwald. Nicht zuletzt auf Betreiben der Stadtbewohner weigerte sich Fürst Joseph Wilhelm Ernst zu Fürstenberg den Schutzbrief zu verlängern. Die ortsansässigen jüdischen Familien wurden aus der Hohenlupfenstadt ausgewiesen. Sie verzogen vor allem nach Emdingen und Gailingen.

Aus Gailingen kam Jahre später der „Viehhändler“ und „Handelsmann“ Levi Bloch zurück nach Stühlingen. Ob seine Vorfahren bereits hier gewohnt hatten, wissen wir momentan noch nicht.

Warum ist uns Levi Bloch besonders wichtig? Er besaß die Schür am Stadtgraben, von 1893 bis 1917, weshalb sie im Volksmund lange die „Judeschür“ hieß. Heute befindet sie sich im Besitz des Schwarzwaldverein Stühlingen. In diesem Zusammenhang entstand der Wunsch, mehr über ihn und seine Familie zu erfahren.

Um es vorweg zu nehmen: Familie Levi Bloch verzog 1914 nach Waldshut. Sie konnte nach Angaben von Dieter Petri, dem Autor des Buches „Die Tiengener Juden“, 1939 durch

Ausreise der Verfolgung und Vernichtung durch die Nationalsozialisten entkommen. Levi Bloch selbst starb bereits 1931.

Geboren wurde er am 4. Januar 1862 in Gailingen als Sohn von Judith und Abraham Bloch.



Grabstein des Abraham Levi Bloch auf dem jüdischen Friedhof von Gailingen, Bild: J. Binner-Schwarz



Grabstein Judith Bloch auf dem jüdischen Friedhof von Gailingen, Bild: J. Binner-Schwarz

Am 6. Mai 1891 heiratete Levi Bloch in Tiengen Regina Bollag aus Emdingen. Das junge Paar wohnte wahrscheinlich seit Juli 1893 in der Stühlinger Schlossstraße, unterhalb des

Rathauses. Dieses Haus blieb bis 1900 in ihrem Besitz, also auch nachdem die sich stetig vergrößernde Familie 1898 ins „Deislerhaus“ in der Gerberstraße umgezogen war. Hier blieb sie bis 1914.



Das Deislerhaus in Stühlingen, Bild: J. Binner-Schwarz

Zum Haus, das der wohlhabende Rotgerber Würth erbaut hatte, gehörte unsere Schür. Levi Bloch erwarb das Anwesen von „Privatier“ Max Weil (1868 – 1921) aus Gailingen. All dies erzählt uns das „Stühlinger Häuserbuch“. Dem ist auch zu entnehmen, dass Levi Bloch vorübergehend zwei weitere Häuser im Dorf (Nr.128 und Nr.165) kaufte und wieder verkaufte. Dies war auch im Städtle beim „Haus mit der Siggen“ (Synagoge) der Fall, dieses gehörte ihm von 1902 bis 1905. Er scheint sich hier als Immobilienmakler betätigt zu haben.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts lebten weitere Juden in Stühlingen zur Miete. Max Guggenheim betrieb eine Weinhandlung am Marktplatz, Michael und Salomon Bloch waren

aktive Mitglieder beim Männergesangverein „Fidelia“. Letzterer fungierte 1887 sogar als Schriftführer. Auch Levi Bloch wird in der von Jakob Limberger verfassten Schrift „Die Stühlinger Gesangvereine“ bis 1914 als Passivmitglied genannt.

Die älteste Tochter der Blochs, Minna Martha Bloch (*4. Juli 1891), kam wie ihr Bruder Adolf Abraham Bloch (*10.3.1893) noch in Gailingen zur Welt. Alle weiteren Geschwister wurden in Stühlingen und zwar in der elterlichen Wohnung geboren, wie den Unterlagen der Stadt zu entnehmen ist. Dies waren Elsa Bloch (*10. November 1894), Philipp Bloch (*15. November 1895), Lina Bloch (*26. März 1898) und Melanie Bloch (*8. April 1902). Im Geburtsregister unterzeichnete stets der „persönlich bekannte“ Levi Bloch „israelitischer Religion“.

Levi Bloch, der seinen Lebensunterhalt als Handelsmann und Viehhändler verdiente, war in der gesamten Region, auch im benachbarten Schleithem bekannt. Bei der Recherche für die Chronik des Schwarzwaldvereins stellte sich heraus, dass er diesem als „außerordentliches“ Mitglied angehörte. Außer ihm sind 1895 weitere 53 „außerordentliche“ und 32 „ordentliche“ Mitglieder aufgeführt. Er wird bis 1907 als zahlendes Mitglied geführt, der Beitrag betrug 1,- Mark pro Jahr und wurde gegen Unterschrift eingezogen.

Nr.	Name, Wohnort, Maßwerk	Gemeinde		Gemeinde		Gemeinde	
		Stühlingen	Stühlingen	Stühlingen	Stühlingen	Stühlingen	Stühlingen
79	Schiff, Stühlingen, Kuppelbau	100	100	2.300	11.92	7.50	10.00
80	Wohnhaus, Stühlingen, Keller	4890	2092	12.00	111	135	200
81	Stück, Stühlingen, Stühlingen	200	100			175	110
82	Stück, Stühlingen	6050	2592			700	100
83	Wohnhaus, Stühlingen, Kuppelbau					175	100
84	Stück, Stühlingen, Stühlingen			1000	1000	175	100
85	Stück, Stühlingen, Stühlingen	180	100	3500	2000	450	100

Rechnungsbuch der Stadt Stühlingen, Bild: J. Binner-Schwarz

1908 steht hinter seinem Namen „nicht eingelöst“, danach scheint er endgültig aus dem Verein ausgetreten zu sein. Allerdings findet er sich 1908 mit dem Betrag von 2,- Mark in der „Geberliste für die Judenlochanlage“.

Welche weiteren Spuren hat Levi Bloch in Stühlingen hinterlassen? Dabei helfen ein wenig die Stadtrechnungen. Sie berichten, wie viel Holz die Familie bei der Gemeinde bestellte, wie hoch die von ihr zu bezahlenden Umlagen für Wegplatz- und Dunglege-Pacht waren, wie viel Gewerbesteuer sie zu berappen hatte und dass Schulgeld anfiel. Für Martha Bloch betrug dies im Jahr 1898 zum Beispiel 3,20 Mark.

Martha war eine ausgezeichnete Schülerin, wie die „Schulentlassungsliste Schulkreis Waldshut Schule Stühlingen“ beweist. Sie verließ die Volksschule 1905 mit besten Noten. Auf der Skala 1 – 5 wies sie in allen Fächern die Note 2 („gut“), in Schön- und Rechtschreiben, Geographie, Turnen oder weibliche Arbeit und Geschichte sogar „sehr gut“ auf. Im Betragen hatte sie eine 2, im Fleiß 1-2. Am schulischen Religionsunterricht nahm sie als Jüdin nicht teil. Auch ihre Schwestern Lina und Elsa waren laut der gleichen Quelle gute Schülerinnen, wenn sich auch die letztere mit Geometrie offensichtlich schwertat. Von der Schullaufbahn der Jungen sind fast keine Quellen auffindbar. Möglicherweise besuchten sie andere Schulen. Lediglich Adolf Abraham kommt kurz in den Schleithheimer Schulberichten vor. Er besuchte einige Zeit wie auch Martha die dortige Realschule. Martha verließ diese im Schuljahr 1905/06 aber schon nach wenigen Monaten mit dem Vermerk „Ausgetreten wegen Krankheit der Mutter“.

Mehr war bis jetzt über das Leben der Blochs in Stühlingen nicht zu erfahren. Wir wissen nicht, wie stark sie ihren Glauben praktizierten. Es ist zu vermuten, dass an ihrer Haustür eine Mesusa angebracht war und dass sie den Sabbat feierten.

Diese Annahme bestätigt folgende Passage aus Dieter Petris Buch „Die Tiengener Juden und die Waldshuter Juden“: *„In Waldshut hatten die Blochs zunächst eine Wohnung im heutigen Hautzollamt. Zu Kriegsbeginn 1914 wurde die Post von den älteren Realschülern zugestellt. Einer von ihnen wusste zu berichten, dass Levi Bloch ihn an den Samstagen mit einem Messer erwartete, damit er ihm die Briefe öffne. Bloch hatte Angst, ansonsten den Sabbat zu entweihen.“*



Marienhaus in der Bismarckstr.13 in Waldshut,
Bild: J. Binner-Schwarz

Unbekannt ist der Grund für den Umzug nach Waldshut. Dort wohnten sie schon bald im 1. Obergeschoss im Haus Bismarckstraße 13. Petri wies darauf hin, dass im gleichen Haus die jüdische Familie Siegbert wohnte. Frau Bloch und Frau Siegbert waren Schwestern. Die Viehhandlung befand sich laut Dieter Petri in der Rheinstraße 53 – 55. Davor befindet sich heute noch ein Brunnen, der als Viehtränke gedient haben dürfte.

In Dieter Petris zweiter, ergänzter Auflage „Die Tiengener Juden und die Waldshuter Juden“ steht 1984 über Levi Bloch zu lesen:

„Der „alte Bloch“, wie in den zwanziger Jahren die Waldshuter Levi Bloch nannten, um ihn von seinem Sohn Philipp zu unterscheiden, war gehbehindert. Einen Fuß musste er nachziehen. Auch das Augenlicht hatte nachgelassen. Eine auffallend starke Brille sollte das ausgleichen. Winter wie Sommer hüllte er sich in einen

Mantel und wirkte so den Nachbarn gegenüber verschlossen.

Als Viehhändler war Bloch wohl nicht sonderlich beliebt. Zu oft wurde er vor den Richter gestellt. Kläger waren meist mittellose Bauern, denen Bloch eine Kuh verkauft hatte. Die Kaufsumme wurde gestundet. Wenn die Landwirte dann nicht bezahlen konnten, kam es zur unliebsamen Zwangsversteigerung.

Vor Gericht verweigerte Bloch den Eid – aus religiösen Gründen. So taten es auch die Tiengener Viehhändler Levi und Meier. Der Umstand, dass ein Kreuz im Gerichtssaal hing, dürfte für die Weigerung kaum einen Grund abgegeben haben. Vielmehr wollten die frommen Juden Gottes Ehre aus menschlichen Händeln heraushalten...“

Gurwits	Edalis	1905 - 1923
Paufisky	Bassien	1904 - 1924
Bernheim	Mathilde geb. Danhauser	1850 - 1925
Bernheim	Sara geb. Maier	1847 - 1925
Siegbert	Karl	1901 - 1925
Lawenter	Netty geb. Gartenberg	1891 - 1927
Wolf	Jakob	1853 - 1927
Bernheim	Salomon	1870 - 1930
Guggenheim	Hermann	1847 - 1930
Bloch	Levi	1862 - 1931
Propp	Moses	1882 - 1932
Bernheim	Sanni geb. Guggenheim	1849 - 1932
Guggenheim	Regina geb. Rosenber	1858 - 1933
Wolf	Karolina geb. Bernheim	1845 - 1934
Aufrichtig	Martha	1880 - 1935
Bernheim	Isak	1869 - 1936
Guggenheim	Rosa geb. Stern	1852 - 1936

Gedenkstein auf dem jüdischen Friedhof in Tiengen

Levi Bloch verstarb nach „schwerem Leiden“ am 6. Juni 1931 im „69. Lebensjahre“. Aus der Todesanzeige ist zu erfahren, dass er Großvater war. Er wurde am Montag, den 8. Juni vom „Schulhausplatz aus“ auf dem jüdischen Friedhof in Tiengen beerdigt. Seine Witwe Regina Bloch Bollag bat „Von Beileidsbesuchen und Blumenspenden abzusehen“. Dieser Hinweis mag den Christen, die kondolieren wollten, gegolten haben, da die jüdischen Begräbnissitten diese Gepflogenheiten nicht vorsehen. Auch wurde eine „Autobusfahrgelegenheit zur Beer-digung um 4.15 Uhr ab Bahnhof Waldshut“ angeboten. All dies weist daraufhin, dass eine

große Trauergemeinde erwartet wurde. Im Sterbebuch der Stadt Waldshut beurkundete Sohn Adolf Bloch den Tod des „Privatmann Levi Bloch“.

Levi Bloch erlebte die Verfolgung der Juden durch die Nationalsozialisten, die seine Familie mit Sicherheit hart betrafen, nicht mehr. Trotzdem musste sein Name für diffamierende Postkarten, die in Umlauf gebracht wurden, herhalten. Mit ihnen hetzten die überzeugten Nazis aus Tiengen und Waldshut gegen die jüdischen Viehhändler. E. Brombacher, der dilettantische Zeichner dieser Karikaturen, brüstete sich 1935 in einem Brief an den Tiengener Nazi-Bürgermeister Gutmann, bereits am 24.8.1933 den „ersten judenfreien Viehmarkt des deutschen Reiches in Tiengen“ abgehalten zu haben. Allerdings gelang es den so angegriffenen Viehhändlern danach noch einmal Fuß zu fassen, bis sie ganz verdrängt wurden. Auch das private Leben der Familie Bloch wird bis zu ihrer Ausreise ein schweres gewesen sein.

Tochter Elsa Bloch hatte am 7. Oktober 1919 in Mannheim den katholischen Großkaufmann Karl Schäuble aus Tiengen geheiratet. Die Ehe blieb kinderlos. Seit dem 5.1.1934 lebten Elsa und Karl in Würzburg. Sie zogen mehrfach innerhalb der Stadt um. Vom dortigen Stadtarchiv war zu erfahren, dass Elsa am 31. August 1961, ihr Mann am 29. Juni 1971 in Würzburg verstarb. Es gibt keinen Hinweis auf weitere Verwandte.

Am 14. November 1931 unterzeichnete Melanie Schmidt geborene Bloch in Freiburg ihren Austritt aus der israelitischen Religionsgemeinschaft und gab bekannt „in eine andere Religionsgemeinschaft trete ich nicht ein.“ Außerdem steht vermerkt: „Frau Schmidt hat darum gebeten von einer Verständigung der Gemeinde Tiengen im Interesse ihrer noch lebenden Mutter

absehen zu wollen.“ In den Stühlinger Unterlagen findet sich mit Datum 29. Oktober 1938 der Hinweis, dass die „in Stühlingen geborene Jüdin Melanie Schmidt geborene Bloch – Ehefrau des Hans Schmidt in Waldshut“ ihren Vornamen in Zilla geändert habe. Hans und Zilla Schmidt, die 1925 geheiratet hatten, sind laut Dieter Petri gemeinsam mit ihren Kindern Claus (*1927) und Hans (*1935) am 24.8.1939 nach Sao Paulo, Brasilien ausgewandert. Der erste Sohn war in Freiburg zur Welt gekommen, wo das Ehepaar einige Jahre gelebt hatte, bevor es wieder nach Waldshut umzog.

Petri beschrieb Melanie so: *„Die dritte Tochter, Melanie Zilla, war besonders aufgeweckt. Sie schrieb Briefe in Esperanto und warb Freunde für diese internationale Sprache. 1925 ehelichte die anmutige Frau den gewandten Bankbeamten Hans Schmidt, der damals stellvertretender Direktor der Sparkasse war. Die Trauung fand in Mannheim statt. Die Verbindung eines ‚Ariers‘ mit einer jüdischen Frau widersprach dem Nürnberger Gesetz von 1936. Schließlich musste Schmidt seine Stelle bei der Sparkasse aufgeben... ..In Sao Paulo wurde Melanie Schmidt Mitbegründerin einer Waldorfschule. Nach 1945 besuchten die Eheleute wiederholt die Waldstadt. Im schweizerischen Arlesheim erwarben sie eine Eigentumswohnung und waren so schnell am Hochrhein. Am 9.6. 1970 starb Hans Schmidt. Auf den Tag drei Jahre später, fast zur selben Stunde, verschied auch seine Frau – mit dem Trost der Sterbesakramente.“*

Adolf Abraham Bloch muss schon vor 1939 nach Rhodesien ausgewandert sein, wann genau wissen wir nicht. Von dort schrieb er 1953 aus Salisbury an die Gemeinde Gailingen und forderte zu „amtlichen Zwecken“ eine Geburtsurkunde an.

Im Gespräch mit seinem Neffen Henry Levi war 2022 zu erfahren, dass

Adolph Abraham Bloch nach Salisbury emigriert war und dort mit großem Erfolg eine „sweetfactory“ aufgebaut hatte.

Lina Bloch heiratete den bekannten Viehhändler Alfred Levi. 1924 kommt Tochter Ellen zur Welt, 1931 wird Sohn Heinz (später Henry) geboren. Die Familie lebte in der Schwarzenbergstraße 6 in Tiengen. 1936 verkauften sie ihr Anwesen an die Firma Villiger und emigrierten schlussendlich nach Rhodesien. Dort betrieben sie zunächst einen Imbissstand für Hotdogs.

Lina Levi starb 1988, ihr Mann bereits 1972, Tochter Ellen 2019. Ellen Sternberg geborene Levi und ihr Bruder Henry besuchten trotz ihrer schlechten Erfahrungen im nationalsozialistisch geprägten Tiengen mehrfach die Stadt ihrer Kindheit und traten hier als wichtige Zeitzeugen auf. Sie pflegten guten Kontakt zum Freundeskreis Jüdisches Leben in Tiengen (FJL). Im Juli 2022 nahmen Henry und Angehörige an der vom FJL initiierten Stolpersteinverlegung für Familie Levi in der Schwarzenbergstraße teil.

Philipp Bloch führte so lange wie möglich die Viehhandlung in der Rheinstraße und wohnte gemeinsam mit seiner Mutter in der Bismarckstraße. Er reiste am 15.1.1939 nach Bulawayo in Rhodesien vermutlich zu den dort bereits lebenden Familienmitgliedern aus. Über ihn schreibt Dieter Petri:

„Philipp Bloch verließ Waldshut am 15. Januar 1939. Vermutlich hatte man ihn in der Reichskristallnacht nach Dachau verschleppt und ihn auf sein Versprechen hin, er werde seinen Besitz veräußern und Deutschland verlassen, auf freien Fuß gesetzt. Seine neue Existenz wollte er in Bulawayo, damals Rhodesien, heute Simbabwe, aufbauen. Zwei Wochen später reisten auch seine junge Frau Hilda, geb. Pickard von Emmendingen, und seine Mutter ab, zunächst zur Verwandtschaft nach Lengnau in der Schweiz.“



Viehhandlung Bloch, Waldshut Rheinstraße

Regina Bloch, geborene Bollag, ging am 02.02. 1939 in ihren Geburtsort Lengnau. Dies bestätigte Henry Levi, der Enkel von Lina Levi, geborene Bloch, im Rahmen einer Veranstaltung des FJL am 20.11.2019.

Über den Verbleib von Martha Bloch wussten wir lange nichts. Nun berichtete Henry Levi, dass seine Tante bis zu ihrem Tod in New York gelebt und einen Sohn namens Rudi gehabt habe. Das bestätigt folgende Info von Gebhard Kaiser: „Minna Martha Bloch (1891-1951) heiratete Arthur Herzog aus Menzingen (1881 bis ...). Das Ehepaar emigrierte 1939 über England nach New York. Es hatte 2 Kinder: Liese Bella (1911-1992) und Rudolf Martin (1920 - 2015).“



Regina Bloch, geb. Bollag, Bild: Ellen Sternberg-Levi



Mina Martha Herzog-Bloch mit ihrem Ehemann Arthur Herzog, Bild: Dan Bodenheimer



Henry (Heinz) Levi, der Enkel von Regina und Levi Bloch bei der vom FJL initiierten Stolpersteinverlegung am 17.7.2022 in der Schwarzenbergstraße 6 in Tiengen. Er ist links im Bild und trägt eine violette Kippa.



Stolpersteinverlegung: Henry Levi sprach das Kaddisch. Danach richtete er persönliche Worte an die Anwesenden (3. Von rechts).

Henry Levi ist laut Gebhard Kaiser, Vorsitzender des FJL, der letzte noch lebende jüdische Mitbürger, der in Tiengen aufgewachsen ist.

Anmerkung:

FJL ist die Abkürzung für Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen

Text/Fotos: Jutta Binner-Schwarz

Quellen:

- *Jakob Limberger „Die Stühlinger Gesangsvereine“*
- *Dieter Petri, Die Tiengener Juden, 1982*
- *Dieter Petri, Die Tiengener Juden und die Waldshuter Juden, 1984*
- *Schriftwechsel mit Dieter Petri*
- *Stühlinger Häuserbuch*
- *Stadtarchiv Stühlingen*
- *Gemeindearchiv Schleithelm*
- *Stadtarchiv Würzburg*
- *Verein jüdisches Leben Gailingen*
- *Freundeskreis jüdisches Leben Tiengen*
- *Gebhard Kaiser, Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen, „Spurensuche Familie Alfred Levi“*

Stammbaum der Familie Levi Bloch

Levi Bloch, Viehhändler/Handelsmann ∞ am 06.05.1891 **Regina Bollag**

* 08.01.1862 in Gailingen
+ 06.06.1931 in Waldshut

* in Endingen (CH)
02.02.1939 Emigration nach Lengnau

Kinder	Ehepartner	Enkel	Bemerkungen
Mina Martha *04.07.1891 in Gailingen +16.02.1951 in New York	∞ 26.03.2011 Arthur Herzog * 01.12.1881 in Menzingen	Liese Bella Herzog, 1911 – 1992 Rudolf Martin Herzog, 1920-2015	1939 Emigration über England nach New York
Adolf Abraham *10.03.1893 in Gailingen			1938 Emigration nach Bulawayo in Rhodesien, heute Simbabwe; besaß später in Salisbury (heute Harare) eine Süßwarenfabrik.
Elsa *10.11.1894 in Stühlingen +31.08.1961 in Würzburg	∞ 07.10.1919 Karl Schäuble, +29.06.1971 in Würzburg Mehl-Großhändler	kinderlos	
Philipp *15.11.1895 in Stühlingen + 22.10.1944 in Bulawayo	∞ 09.01.1933 Hilde Pickard *31.10.1912 in Emmendingen +15.06.1998 in Bulawayo	Johanna Maria Antonia Pickard * 17.05.1933	Philipp Bloch ist nicht der Vater von Johanna Maria Antonia Pickard, Emigration nach Bulawayo am 15.01.1939
Lina *26.03.1898 in Stühlingen +1988	Alfred Levi, Viehhändler 1895 -1972	Ellen 1924 - 2019 Heinz (Henry) *1931	Für Lina und Alfred Levi und deren Kinder sind in Waldshut-Tiengen in der Schwarzenbergstraße Stolpersteine verlegt.
Melanie Zilla *08.04.1902 in Stühlingen +09.06.1973 in Arlesheim (CH)	1925 Hans Schmidt, Stv. Sparkassendirektor * 02.12.1898 + 09.06.1970 in Arlesheim	Claus Peter * 18.06.1927 Hans Joachim *21.05.1935	1939 Emigration nach Sao Paulo Leitete dort eine Bürostuhlfirma

Verfasser: Gebhard Kaiser

Stand: 31.03.2023

Früheres Jüdisches Leben in Bonndorf

Eine Spurensuche

Von Ulrich Werner Schulze

Vorwort: Der Handelsmann Jakob Guggenheim und das Schicksal seiner Familie

Der Handelsmann Jakob Guggenheim lebte und wirkte als Kaufmann 60 Jahre in Bonndorf, hoch oben auf dem Schwarzwald. Und obwohl es zahlreiche Zeugnisse seiner Tätigkeit gibt – dutzende Anzeigen in der damals in der Stadt herausgegebenen Schwarzwälder Zeitung, Einträge in Archiven, Urkunden und andere Dokumente – ein Foto, eine Ablichtung von Jakob Guggenheim gibt es nicht. Über die Gründe dafür, lässt sich nur mutmaßen.

Dass er als gläubiger Jude mehr als ein halbes Jahrhundert – von 1876 bis 1936 – in Bonndorf sein Geschäft für „Manufaktur- und Konfektionswaren“ führte, dass seine drei Töchter in Bonndorf geboren wurden und zwei von ihnen mit ihren Ehemännern den Tod im Holocaust erlitten – dies konnte im Zuge einer Recherche nachgewiesen werden, deren Ergebnis der Autor Ulrich Werner Schulze achtzig Jahre nach der *Reichspogromnacht 1938* in einer

schmalen Dokumentation mit dem Titel publiziert: *Früheres jüdisches Leben in Bonndorf – Erinnerungen an den Handelsmann Jakob Guggenheim und das Schicksal seiner Familie.*

Die Recherche folgte auch dem Leitsatz in der Rede von Bundespräsident Roman Herzog, der am 19. Januar 1996 im Deutschen Bundestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau am 27. Januar 1945 durch Truppen der damaligen Sowjetarmee gedachte – das Datum ist seitdem Nationaler Gedenktag. Der Satz lautet:

Zunächst darf das Erinnern nicht aufhören; denn ohne Erinnerung, gibt es weder die Überwindung des Bösen noch Lehren für die Zukunft.

Die folgenden Kapitel sind eine Kurzfassung der wesentlichen historisch gesicherten Daten zu Jakob Guggenheim für die online-Dokumentation des Freundeskreis Jüdisches Leben in Tiengen (FJL).

Zeitungsanzeigen weisen auf ein frühes jüdisches Leben im Hochschwarzwald hin

Den meisten Lesern der Schwarzwälder Zeitung vom September 1901 dürfte das Inserat kaum aufgefallen sein. Dessen tiefen religiösen Hintergrund haben sie vermutlich auch nicht gekannt: Der Text der Anzeige lautete:

Hoher Feiertage
wegen bleibt mein Geschäft
Samstag, den 14. und Sonntag, den 15. September
geschlossen.
Bonndorf. Jakob Guggenheim.

*HOHER FEIERTAGE wegen bleibt mein Geschäft
Samstag, den 14. und Sonntag, den 15. September geschlossen. Bonndorf – Jakob Guggenheim.*

Dass im damals katholisch geprägten Bonndorf angezeigt wurde, dass ein Geschäft an einem Samstag und Sonntag geschlossen bleibe, hat seinen Ursprung im jüdischen Kalender. Samstags ist Schabbat, jüdischer Ruhetag. Dass mitgeteilt wurde, dass auch am Sonntag geschlossen sei – dem christlichen Kalender folgend,

ohnehin Ruhetag – liegt an eben diesem Wochenende: 1901 war am 14./15. September das jüdische Neujahrsfest Rosch Haschanah (der Beginn des Jahres 566 im jüdischen Kalender). Diesem ersten der Hohen Feiertage folgte am 23. September Jom Kippur, das Versöhnungsfest, der höchste Feiertag der Juden; sowie am 28. September Sukkot, das Laubhüttenfest.

Joachim Hahn, Autor des Standardwerkes „Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg“ und Mentor der Alemannia Judaica bemerkt dazu: Guggenheim habe sein Geschäft wohl aus Glaubensgründen geschlossen – entgegen der verbreiteten Gewohnheit, dies wegen des dann fehlenden Umsatzes zu ignorieren.

Jakob Guggenheims Geschäft befand sich seit 1876 in der Innenstadt von Bonndorf. Dort war aber nicht sein Ursprung, sondern schon die dritte Station.

Sein Vater, Izak (Isaak) Guggenheim, war 1873 von der Schweizer Enklave Lengnau – in der mehrere Familien Guggenheim, darunter auch

L ö f f i n g e n . Anzeige & Empfehlung.

(1) Ich Unterzeichneter zeige hiermit dem hiesigen und auswärtigen Publikum an, daß ich meine bisherige Wohnung verlassen und jetzt in dem käuflich übernommenen Hause der verstorbenen Wittwe Moïse Hogg, Weinhändlers wohne, und mein Geschäft auf bevorstehende Saison mit folgenden Artikeln aufs reichhaltigste eingerichtet habe, nämlich in Tuch und Buckskin, Double, Ratine, Eskimo, Poconne, Jackenstoffe, Halbtuch, Sommerstoffe, Flanell in weiß und farbig, Bettbarchent $\frac{3}{4}$ breit, Kölsch, Zengle, Stuhltuch, Madopolam, Schirting, Biber, Bique, Cassinet, Morei schwarz und farbig, Unterröckstoffe, in ganz und Halbwolle, ferner eine schöne Auswahl in fertigen Flanellhemden, sowie Damenmäntel und Jacken. Besonders mache verehrtes Publikum auf eine große Auswahl in Kleiderstoffen, hauptsächlich sehr schöne schwarze französische Merino $\frac{3}{4}$ breit aufmerksam, sehr schöne Bettfedern und Flaum ic. Alle diese Artikel verkaufe ich zu sehr annehmbaren Preisen und lade daher verehrtes Publikum zu zahlreichem Besuche ein, indem ich voraus versichere, daß jeder Käufer mein Geschäft mit Zufriedenheit verlassen wird.

Izak Guggenheim.

Izaks Guggenheims Anzeige aus dem Donaueschinger Wochenblatt vom 14. August 1873.

jene der berühmten Künstlerin Peggy Guggenheim, Zuflucht gesucht hatten – in den Hochschwarzwald übergesiedelt, nach Löffingen, offenbar der vermutet besseren Geschäfte wegen.

21 Jahre später, 1894, inserierten Izaks Guggenheims Söhne, Kilian und Jakob, im Donaueschinger Wochenblatt eine Fahrniß-Versteigerung; Kilian mit Sitz in Gailingen, Jakob in Bonndorf (das belegen Dokumente aus dem Staatsarchiv Donaueschingen). Warum Jakob Guggenheim 1876 nach Bonndorf wechselte, ist nicht bekannt. Jedoch gibt es Hinweise, dass er sich schon 1873 in Bonndorf umgesehen hatte – damals .30 Jahre alt.

Guggenheim, Izak.

Fahrniß-Versteigerung.

Die Unterzeichneten versteigern am **Donnerstag den 15. und Freitag den 16. März, Vormittags 9 Uhr** anfangend in der Behausung des **Anton Kramer in Heilsingen** die durch Hofgutskauf miterworbenen Fahrniße als:

	2 Pferde, worunter eine 6—7jährige braune Stute, 3 Kühe, 5 Kuh- und 2 Stierinder,	
	2 Mastschweine, 3 Hühner, 100 Zentner Heu, 100 Zentner Stroh, 150 Zentner Beesen, 80 Zentner Haber, 10 Zentner Mischelfrucht, 100 Zentner Kartoffeln, 1 neue Chaise u. 1 Chaisenschlitten, 3 aufgemachte eiserne Leiterwagen, 1 Futterwägel, 2 Schwärzer Pflüge sammt Wägel, 2 eiserne Eggen, 1 Dreschwalze, 1 Schrot- und 1 Fruchtputzmühle, 1 neues Chaisen- und 3 Pferdegeschirre, 2 Holzschlitten, 1 Willenfaß und 1 Willenpumpe, 1 Quantum Brennholz, Flöcklinge und Stangen, 1 Dezimalwaage sammt Gewicht, eine kleine Waage, 1 Hobelbank, 200 Liter Most, 3 kleinere Fässer, 5 aufgemachte Betten, 1 Kanapee, 4 Kleiderkästen, 2 Glaskästen mit Aufsatz, Tische, Stühle, Bänke, überhaupt Haus- und landwirthschaftl. Gegenstände durch alle Indiriken, wozu Steigerer freundlichst eingeladen werden. Bemerkt wird, daß Vieh, Heu, Stroh, Früchte u. Kartoffeln am Donnerstag, Nachmittags 1 Uhr und die Hausgeräthe am Freitag, Vormittags zur Versteigerung kommen.	
		
		
		
		

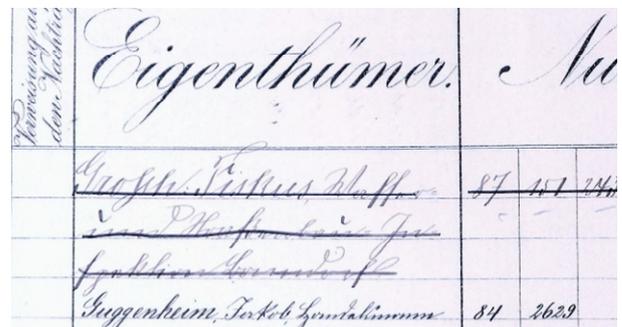
Heilsingen, den 8. März 1894.
Jacob Guggenheim in Bonndorf.
Kilian Guggenheim in Gailingen.

17)

Inserat aus dem Donaueschinger Wochenblatt von Mitte März 1894; Hinweis auf Jacob Guggenheims Geschäft in Bonndorf.

Guggenheim in den Archiven

Eindeutige Belege zu Guggenheim enthalten die umfangreichen Sammlungen des Grundbuchzentralarchivs, das im ehemaligen Salamander-Komplex in Kornwestheim residiert. Einträge in den dortigen Lagerbüchern sowie Besitzstandsbücher der Jahre 1873 bis 1888 weisen auf Guggenheim in Bonndorf hin, ebenso Vermerke in Grundbüchern. Im Jahre 1905 ist erstmals Guggenheims Bonndorfer Wohnadresse vermerkt, Schlosserstraße – was wie die erwähnte Jahresangabe 1873 von Bedeutung ist, weil in jener Straße just in jenem Jahr ein Gebäude errichtet wurde, das als Synagoge von Bonndorf gilt (siehe Kapitel: die Synagoge von Bonndorf).



Hier nur ein Hinweis auf Guggenheim im Besitzstandsregister 1888 der Grundbuchakten im Grundbuchzentralarchiv Kornwestheim.

Ergänzend zu den Dokumenten im Grundbuchzentralarchiv belegen dies im Stadtarchiv Bonndorf die sogenannten Feuerversicherungsbücher. Im Band 1 mit dem Eröffnungsjahr 1873 stehen zwei Hinweise zu Guggenheim: „Martin Gleichauf, Schreinermeister, Zugang zu Jakob Guggenheim: Wohn- und Ökonomiegebäude & 1 Balkenkeller sowie Wohnungsnachbau“. Die exakte Adresse der Liegenschaft ist nicht vermerkt. Gut zwanzig Jahre später verkaufte Guggenheim das Anwesen wieder. Notiz im Feuerversicherungsbuch: „Jakob Guggenheim, Handelsmann, Abgang

Lt. Grundbuch 1894 zum Emil Tröndle, Bäckermeister“.

Nummer	Name	Wohnort	Prämie	Währung	Wort
189	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
190	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
191	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
192	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
193	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
194	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
195	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
196	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
197	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
198	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
199	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
200	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
201	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
202	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
203	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
204	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
205	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
206	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
207	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
208	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
209	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
210	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
211	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
212	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
213	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
214	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
215	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
216	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
217	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
218	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
219	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
220	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
221	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
222	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
223	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
224	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
225	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
226	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
227	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
228	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
229	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
230	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
231	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
232	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
233	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
234	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
235	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
236	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
237	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
238	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
239	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
240	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
241	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
242	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
243	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
244	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
245	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
246	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
247	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
248	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
249	Jakob Guggenheim	...	1	...	...
250	Jakob Guggenheim	...	1	...	...

Feuerversicherungsbuch im Archiv der Stadt Bonndorf; Eröffnungsjahr 1873 mit dem Eintrag auf Jakob Guggenheim in Bonndorf; Abgang an Emil Tröndle 1894.

Interessante Hinweise auf die damalige Bevölkerungsstruktur enthält die Publikation „Die Gemeinden der Amtsbezirke Donaueschingen und Neustadt in historischer Darstellung“. Sie enthält zwei Daten:

1815: Einwohner: 1.031; Katholiken 1.021; Protestanten 10, Israeliten keine;

und **1875:** Einwohner 1.374, Katholiken 1.325, Protestanten 47; Israeliten 4.

Diese dürren Angaben weisen auf die sich langsam ändernde Bevölkerung und indirekt auf erste Spuren jüdischen Lebens im Schwarzwald hin. Im Zuge der ersten Industrialisierung (Schuhfabrik Kriechle & Co) waren 1873 zahlreiche Arbeitnehmer aus Hessen und der Pfalz nach Bonndorf übersiedelt.

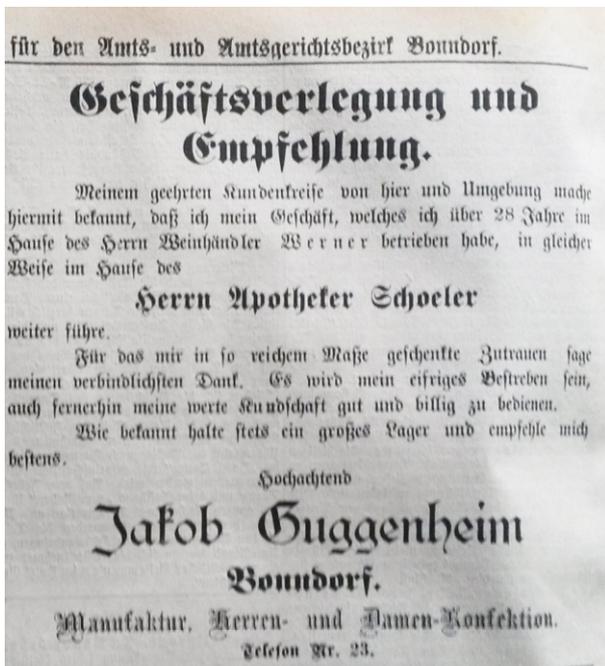
Inserate und Dokumente der Jahre 1876 – 1905

Auf Guggenheims regen Geschäfte in Bonndorf und den umliegenden Ortschaften weisen zahlreiche Inserate in der Schwarzwälder Zeitung hin. Zusammen mit den Archiv-Akten bezeugen sie Guggenheims Existenz in der Martinstraße, der damals wie heute zentralen Adresse in der Innenstadt. Mehr als 28 Jahre, von 1876 bis 1905, hatte er sein Geschäft im Gebäude des Weinhändlers Werner, dann wechselte er in einen Komplex des Apothekers Schoeler, auch in der Martinstraße, was er seiner „verehrten Kundschaft“ in zwei Inseraten mitteilte:



Den bevorstehenden Umzug in Bonndorf vom Stammsitz seit 1876 im *Weinhaus Werner* – dessen genaue Lage nicht bekannt ist, kündigte Guggenheim mit dieser Anzeige an. Die Annonce belegt nicht nur den Umzug in der Innenstadt, sondern rechnerisch auch das Gründungsjahr von Guggenheims Geschäft in Bonndorf 1876. Zu jener Zeit war es nicht üblich und kaum möglich, eine genaue Adresse zu nennen; Straßennamen wurden in Bonndorf erst um 1902 eingeführt.

Interessant an dem Inserat vom Umzug an die Adresse des Apothekers Schoeler ist die letzte Zeile: Sie enthält eine Telefon-Nr. 23. Für Bonndorf damals eine kleine Sensation.



In diesem Haus in der Bonndorfer Innenstadt führte Guggenheim sein Geschäft bis ca. 1933. Ältere Bonndorfer Bürgerinnen erinnerten sich lebhaft an ihn – er war der einzige Geschäftsmann, bei dem man „anschreiben“ lassen konnte.

Guggenheims Familie, die Jahre 1902 bis 1936

Über Guggenheims Privatleben ist kaum etwas überliefert. Die Schwarzwälder Zeitung berichtete im redaktionellen Teil nicht über ihn. Insofern bleibt es genauso im Dunkeln, wie sein aktives Wirken als gläubiger Jude. Jedoch gibt es eine Linie von Guggenheims ersten Kontakten nach Bonndorf im Jahre 1873 zu dem im selben Jahr (offenbar) als Betsaal errichteten Gebäude an der Schlossstraße in Bonndorf, das bis heute als Synagoge gedeutet wird (siehe letztes Kapitel).

Detaillierte Informationen zu Guggenheim hält Joachim Klose vom Verein für jüdische Geschichte in Gailingen bereit. Folgen wir mit seiner Erlaubnis dessen Archiv:

Isaak Guggenheim hatte um 1842 in Legnau (Schweiz) Zerlina, geb. Bolag, geheiratet. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor: Jakob (*2.1.1843); Salomon (*1851); Kilian (*1.2.1853); Regina (*21.4.1857); alle in Lengnau geboren. Isaak übersiedelte mit der Familie 1873 in den Hochschwarzwald, nach Löffingen.

Jakob Guggenheim (* 2. 1.1843 in Lengnau, Schweiz) heiratete am 29. 6.1876 in Gailingen Pauline Bloch (*19.6.1854 in Gailingen). Klose vermerkt, die Gründe für den Wechsel von Gailingen nach Bonndorf seien unbekannt – aber er lebte in Bonndorf.; laut Akten des Grundbuchzentralarchives 1902 in der Schlosserstraße; gemäß einem Vermerk des Landgerichtes Waldshut (von 1975) zeitweise (1905) in der Spiegelgasse 162 (nach damaliger Zählung). Sein Geschäft befand sich stets in der Innenstadt.

Während von Jakob Guggenheim wenigstens einige verlässliche Daten vorhanden sind, gibt es von seiner Ehefrau **Pauline** keine; weder in Anzeigen noch in Akten. Das Ehepaar hatte drei Töchter, alle in Bonndorf geboren, sowie (vermutlich, aber nicht bestätigt) einen Sohn; über ihn ist nichts bekannt.

Die Töchter waren (Geburtsurkunden, ausgestellt vom Standesamt Bonndorf, liegen vor):

Selma (* 3.11.1881 in Bonndorf), verheiratet mit Sigmund Bloch (*2.6.1878 laut Bundesarchiv in Schmieheim; Foto



undatiert). Das Ehepaar hatte drei Kinder: Ludwig Bloch (* 1906), Paula Bloch (*1910); beide geboren in Haslach; Gustav Bloch, keine Daten. Mehrere Ortswechsel unter anderem nach Gengenbach, zuletzt Offenburg. Selma Bloch starb 1937 eines natürlichen Todes; ihr Mann Sigmund kam

nach dem November-Pogrom ins KZ Dachau, danach Deportation nach Halle (Saale), Zwangsarbeit, am 2.6.1942, seinem 64. Geburtstag, Deportation ins Vernichtungslager Sobibor; Todesdatum 3.6.1942.

Nathalie (* 9.6.1883 in Bonndorf) verheiratet seit 1908 mit **Joseph Klugmann** (* 9.6.1884 in Wiesenbronn); Ehe kinderlos.



Fotos: Find a grave; Camp de concentration Gurs, Pyreneyen, Frankreich; ca. 1942, Bundesarchiv; Repros: Ulrich Werner Schulze

Lina (*18.12.1887 in Bonndorf) verheiratet mit Moritz Bloch aus Haslach (* 6.11.1879 in Schmieheim; lt. Bundesarchiv); Bruder zu Sigmund Bloch.

Offizielle Hinweise auf Guggenheims geschäftliches Leben sind rar; Jedoch weisen Zeitungsanzeigen aus den Jahren 1901 bis 1920 auf regen Geschäftsbetrieb und starke Konkurrenz hin; neben anderen Geschäften die Innenstadt-Kaufhäuser Lüber, Eugen Götz, Adolf Kleiser, Morath sowie Adolf Würth. Mit ihm und dessen Nachfolger Erich Würth entspann sich später ein erbitterter Konkurrenzkampf. Aber nicht nur die unmittelbare Nachbarschaft, sondern auch das Warenangebot entzweite beide; und man muss annehmen – vor allem der Umstand, dass Guggenheim bekennender Jude war.

1920 war ein entscheidendes Jahr: Guggenheim übergab die Verantwortung für sein Geschäft an seinen Schwiegersohn Joseph Klugmann. Was er selbst danach unternahm, ist nicht überliefert, ebenso wenig Klugmanns Kenntnisse der Betriebswirtschaft. Die Entscheidung fiel in eine Zeit politischer Turbulenzen. Die ungewisse Entwicklung könnte der Grund für die Übergabe der Handlungsvollmacht gewesen sein.



Diese Anzeige erschien am 30. Oktober 1920 in der Schwarzwälder Zeitung. Erstmals wird als Inhaber Josef Klugmann genannt (geschrieben mit „f“, obwohl er selbst „ph“ zeichnete).

Noch bestand Guggenheims Geschäft im Hause des Apothekers Schoeler in der Martinstraße, ältere Bonndorfer Bürgerinnen erinnern sich noch genau an Guggenheims Geschäft. Mitte 1933, die Nazis hatten im Januar die Macht übernommen, wechselte er als Pächter (nicht als Eigentümer der Liegenschaft) möglicherweise zusätzlich an die Adresse Martinstr. 233; Kaufhaus Würth.



Sammelanzeige in der Schwarzwälder Zeitung vom Juli 1933

Anfang Juli 1933 erscheint in der Schwarzwälder Zeitung eine zu diesem Zeitpunkt ungewöhnliche Sammelanzeige. Acht Geschäfte in Bonndorf luden darin zum Saison-Schlussverkauf ein: A. Bechtold; Fa. Gebr. Maier, Inh. A.

Degen (Schuhe); Fa. Eugen Götz; Fa. J. Guggenheim (ohne Hinweis auf Inhaber Klugmann); Fa. Kaufhaus Lüber; Fa. P. Mayer; Fa. Adolf Kleiser; Fa. Adolf Morath; Fa. Adolf Würth (ohne Hinweis auf Inhaber Erich Würth). Es ist dies, der Schwarzwälder Zeitung folgend, die letzte Anzeige, die auf Guggenheims Geschäft in Bonndorf hinweist – danach erschienen keine mehr.

Guggenheims Geschäft bestand bis Mitte 1936, was Briefe und Akten belegen. Laut den Feuerversicherungsbüchern im Stadtarchiv Bonndorf hatten Adolf Würths Erben das Haus am 24.4.1936 auf Schmidt, Gustav, Kaufmann in St. Blasien übertragen – Klugmann floh mit Ehefrau Nathalie und Schwiegervater Guggenheim nach Freiburg im Breisgau.

Weder in den Akten noch in Anzeigen gibt es von da an verlässliche Hinweise auf Guggenheim. Dafür aber zahlreiche Faksimiles von Briefen und Unterlagen zu dessen Schwiegersohn Joseph Klugmann, sodass nun er mit seiner Ehefrau Nathalie sowie Guggenheims jüngste Tochter Lina Bloch mit ihrem Ehemann Moritz Bloch in den Mittelpunkt der Historie rücken.

Am 23. November 2019 veröffentlicht die Zeitung „Die Welt“ einen Beitrag über Guggenheims und Klugmanns Schicksal, aufbauend auf der Dokumentation von Ulrich Werner Schulze, mit dem Titel: „Die Odyssee einer Familie aus Baden ins Elend und in die Gaskammer“.

Abschrift aus der Zeitung „Die Welt“ vom 23.11.2019:

Die Odyssee einer Familie aus Baden ins Elend und die Gaskammer

Über Generationen hatte die Familie Guggenheim ihr Geschäft in Bonndorf geführt – bis 1936. Auf Zwangsverkauf folgten Lager in Dachau, Frankreich und die Deportation nach Auschwitz.

Von Sven Felix Kellerhoff
Leitender Redakteur Geschichte

Es begann mit Boykottmaßnahmen und endete im industriell betriebenen Völkermord: Die Judenverfolgung der Nazis eskalierte in einer Gewaltspirale, der sechs Millionen Menschen zum Opfer fielen.

Sechs Jahrzehnte lang betrieben Jakob Guggenheim und seine Familie in der badischen Kleinstadt Bonndorf nahe Waldshut ein Bekleidungsgeschäft, seit 1876 er selbst und ab 1920 sein Schwiegersohn Joseph Klugmann. 1936 endete diese Tradition – allerdings nicht freiwillig.

Denn Klugmann verkaufte zwar an einen gewissen Gustav Schmidt. Das zuständige Badische Bezirksamt in Neustadt vermerkte jedoch den eigentlichen Grund in einem Schreiben vom 30. April jenes Jahres: „Klugmann ist Nichtarier.“ Es gebe keine Hinweise auf eine geplante Auswanderung. Dennoch könne die Überweisung des Verkaufserlöses für Geschäft und Warenlager an den Inhaber „nicht verhindert“ werden.

Tatsächlich erhielt Klugmann die 17.398 Reichsmark Verkaufserlös ausgezahlt und beglich die darauf entfallende Umsatzsteuer. Doch davon hatte er nicht mehr viel. Das zeigt die Dokumentation des Journalisten und gebürtigen Bonndorfers Ulrich Werner Schulze: „Früheres jüdisches Leben in Bonndorf. Erinnerungen an den Handelsmann Jakob Guggenheim und das Schicksal seiner

Familie“ (Licht & Energie, Leipzig. 62 S., 10 Euro).

Nach dem Verkauf zog Klugmann mit seiner Frau Natalie, der Tochter von Jakob Guggenheim, nach Freiburg im Breisgau. Dort wurde er in der „Judenaktion“ einen Tag nach dem reichsweiten Pogrom am 9./10. November 1938 verhaftet und ins KZ Dachau verschleppt. Dort quälte ihn die SS vier entsetzliche Wochen lang.

Für Joseph Klugmann war das Leiden mit der Entlassung aus der Hölle nördlich von München nicht zu Ende. Sein in Freiburg eröffnetes Wohnungsgeschäft für Kleidung musste er 1939 zwangsweise schließen, weil alle Juden aus der „deutschen Wirtschaft auszuschließen“ seien, wie Hermann Göring es in seiner Funktion als Beauftragter für den Vierjahresplan (für die NS-Wirtschaft) formuliert hatte.

Ein Jahr später, am 22. Oktober 1940, wurde das Ehepaar Klugmann in die französischen Pyrenäen deportiert – denn der badische NSDAP-Gauleiter Robert Wagner wollte sein Gebiet „judenrein“ machen und ließ mehr als 5600 Menschen in das völlig unzureichende frühere Internierungslager Gurs abschieben, das Schulze treffend als „80 Hektar Elend“ im Frankreich des Vichy-Regimes beschreibt.

Nach einer kurzen Entlassung ging es für die Klugmanns irgendwann 1942 weiter nach Auschwitz-Birkenau. Hier tauchten sie jedoch nicht in den Listen der aufgenommenen Häftlinge auf. Joseph und Natalie Klugmann, beide etwa 59 Jahre alt, wurden offenbar als „nicht arbeitsfähig“ von der SS „selektiert“ und sofort in die Gaskammern geschickt.

Schicksale wie das der Klugmanns gab es in zahlreichen Varianten – in Deutschland in rund 160.000 Fällen und im ganzen besetzten Europa etwa sechs Millionen Mal. Doch weder die eine noch die andere Zahl ist vorstellbar. Sehr wohl nachvollziehen aber kann man das tragische Leiden einzelner

Menschen. Das macht solche Detailstudien wie die von Ulrich Werner Schulze wichtig und lesenswert. Nur auf diese Weise wird die tatsächliche Dimension des Verbrechens Holocaust greifbar.

Klugmanns Schwiegervater Jakob Guggenheim musste noch miterleben, wie sein über Jahrzehnte aufgebautes Geschäft verkauft werden musste, doch blieb ihm die Deportation erspart – er starb im Alter von 91 Jahren Ende 1937. Einen Monat zuvor war seine älteste Tochter Selma offenbar eines natürlichen Todes gestorben.

Den Opfern ihre Namen zurückgeben

Schulze rekonstruiert aus Akten und Zeitungsanzeigen der Geschäftsinhaber Guggenheim und Klugmann den Lebensweg der Familie. Seine Recherche zeigt, dass es möglich ist, den Opfern des nationalsozialistischen Rassenwahns wenigstens ihre Namen zurückzugeben.

Allerdings stößt diese Methode bei aller Akribie an Grenzen, wenn es schlicht keine zeitgenössischen Zeugnisse gibt. So kann auch Schulze nicht klären, ob Bonndorf nun eine Synagoge hatte oder nicht. Bauunterlagen haben sich nicht erhalten, sodass die im Volksmund überlieferte Nutzung eines Gebäudes an der örtlichen Schlossstraße als jüdisches Gotteshaus nicht belegt werden kann.

Historische Fotos der längst umgebauten Fenster legen das zwar nahe, doch ein Beweis ist das nicht. Zumal es in Bonndorf wohl nie zehn jüdische Männer gleichzeitig gab, die nötig sind, um einen regulären Gottesdienst zu feiern. Vielleicht handelte es sich bei dem Bau um einen Betsaal, der nur von Nachbarn der Einfachheit halber als Synagoge bezeichnet wurde.

■

Vom Kaiserreich bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten

Das Unheil naht

Die Zeitspanne von 1871, nach dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges, bis 1918 wird posthistorisch das Deutsche Kaiserreich genannt. Es waren politisch turbulente, ja dramatische Zeiten, deren schwerste die Jahre des Ersten Weltkrieges von 1914 bis 1918 waren – allerdings ahnte damals niemand, was der Welt noch bevorstand.

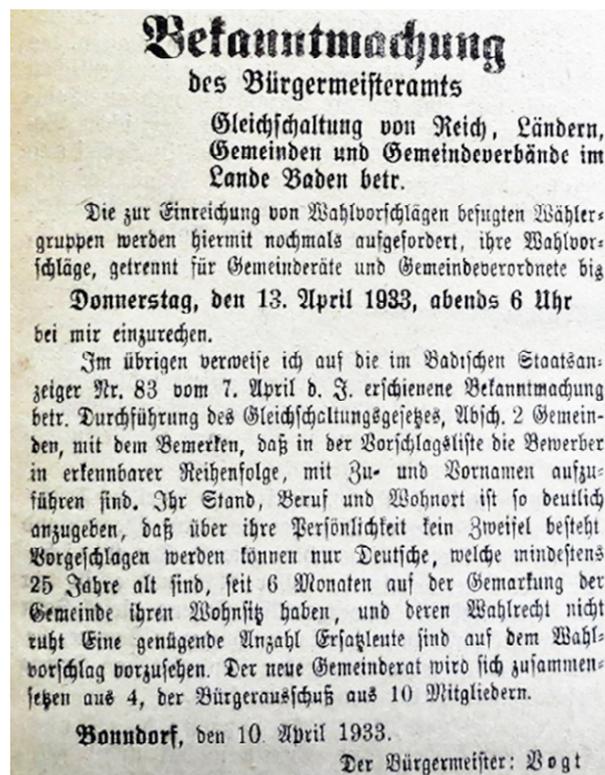
Der Mythos von den swingenden zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hält sich bis heute. Von Aufbruch, wird verklärt geträumt, die Wirren der Kriege sollten singend und tanzend überwunden werden, obwohl sich die Folgen des Versailler Vertrages, der 1919 völkerrechtlich den Ersten Weltkrieg beendete, bald schon in aufkommender politischer Radikalität zeigten.

Die Weimarer Republik sollte das Kaiserreich endgültig überwinden – und scheiterte nach Jahren politischer Turbulenzen kläglich. Der Ruhr-Aufstand und der Kapp-Putsch vom März 1920, die Ermordung des Reichsaußenministers (DDP) Walther Rathenau, er war Jude, am 24. Juni 1922 an der Königstraße in Berlin, prägten jene dramatischen Jahre. Der aus Bonndorf stammenden Reichskanzler Konstantin Fehrenbach war am 4 Mai 1921 nach nur elf Monaten Amtszeit zurückgetreten, weil er sich mit bestimmten Passagen des Versailler Vertrages nicht einverstanden erklären konnte.

In Bonndorf lebten zu jener Zeit zwischen vier und acht Juden, niemals, so Klose und Hahn, 10, die für einen Gottesdienst in einer Synagoge Voraussetzung gewesen wären.

Das Unheil, das bis nach Bonndorf hinauf seine furchtbaren Spuren zog, hatte am 30. Januar 1933 begonnen: Adolf Hitler war zum Reichskanzler ernannt worden. Das Ermächtigungsgesetz gab ihm und der Nationalsozialistischen

Partei (NSDAP) unmittelbare und weitreichende „Rechte“, die der rücksichtslosen Gewalt. Der Terror der NSDAP gegen die Opposition wie SPD und KPD – sowie gegen die Juden und die als solche bezeichneten „Nicht-Arier“, begann sofort.



Schon am 1. März 1933 war das erste Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich verabschiedet worden. Die kommunale Selbstverwaltung und die Landtage wurden aufgelöst und alle Gewalt der NSDAP unterstellt.

Zu jener Zeit, 1933, bestand die Ortsgruppe der NSAP Bonndorf schon fünf Jahre. Der Terror des Hitler-Regimes gegen die Juden breitete sich rasant aus. Das Unheil nahm seinen Lauf und kündigte sich öffentlich an – bei Versammlungen, aber auch in Form offizieller Verlautbarung der Justiz in Anzeigen der Schwarzwälder Zeitung (hier die Ausgabe Tiengen von Anfang/Mitte August 1933; NSDAP-Ortsgruppe Waldshut).

U.S. = Bekanntmachungen

St.-Dienst. Sturm 21/249:
 Dienstag, 15. August (Feiertag) morgens 6 Uhr
 Dienst des Sturmes auf dem Sportplage.

Motorsturm III/249:
 Dienstag, 15. Aug., morgens 6 Uhr Dienst auf
 dem Sportplage in Grafenhausen. Erscheinen Pflicht.

Aufruf

Der jüdische Viehhändler Moritz Meier und sein Schwager, Gustav Abraham, beide bisher in Tiengen wohnhaft, sind Mitte Juni in die Schweiz übergesiedelt. Sie stehen in dringendem Verdacht, in Deutschland Schulden hinterlassen und größere Geldbeträge heimlich über die Grenze geschafft zu haben. Das Amtsgericht Waldshut hat deshalb auf Antrag der Staatsanwaltschaft die **Beschlagnahme ihres Vermögens** verfügt. Die Beschlagnahme wird hiermit öffentlich bekannt gemacht. Sie hat die Wirkung eines allgemeinen Veräußerungsverbotes. Es ist jetzt jedermann untersagt, über Forderungen oder sonstige Vermögensstücke der Beiden, insbesondere auch durch Zahlungen zu verfügen.

Ich fordere hiermit auf, unverzüglich der Staatsanwaltschaft Waldshut mitzuteilen:

1. wer seit 1. Juni 1933 an Moritz Meier oder Gustav Abraham Zahlungen in Bargeld oder Schecks im Betrage von über 50.— RM. geleistet oder Zahlungen gleicher Art und Höhe von ihm erhalten hat
2. wer Vermögensstücke der Beiden im Werte von über 300.— RM. im Besitz und wer den Beiden gegenüber Verpflichtungen im Betrage oder Wert von über 300.— RM. (insbes. aus Vieh- und Grundstücksverkäufen) hat.
3. diejenigen Gemeindegrundbuchämter, in deren Bezirk die Beiden Grundstücke oder Grundstücksrechte haben oder bis 1. Juni gehabt haben.

Staatsanwaltschaft I in Waldshut

Ein Inserat in der Schwarzwälder Zeitung vom 28. April 1933 dürfte Guggenheims letzte eigenständige gewesen sein; jedenfalls finden sich danach in diesem Blatt und in anderen Archiven keine Solo-Inserate Guggenheims mehr; lediglich noch die erwähnte Sammelanzeige vom Juli 1933.

Das Inserat von April 1933 enthält keinen Hinweis auf den Inhaber des Geschäfts, der seit 1920 Guggenheims Schwiegersohn Joseph Klugmann war. Vermutlich hielten sie sich wegen der politisch veränderten Situation bedeckt.

Zum Maimarkt

Sie finden in großer Auswahl bei billigst gestellten Preisen:

Damen-Mäntel	Kleider	Blusen	Röcke
Herren- und Jünglings-Anzüge, Sommerjoppen			
Sonntags- und Werktagshosen, Arbeitskleider			
Stoffe aller Art			

Fa. J. Guggenheim, Bonndorf

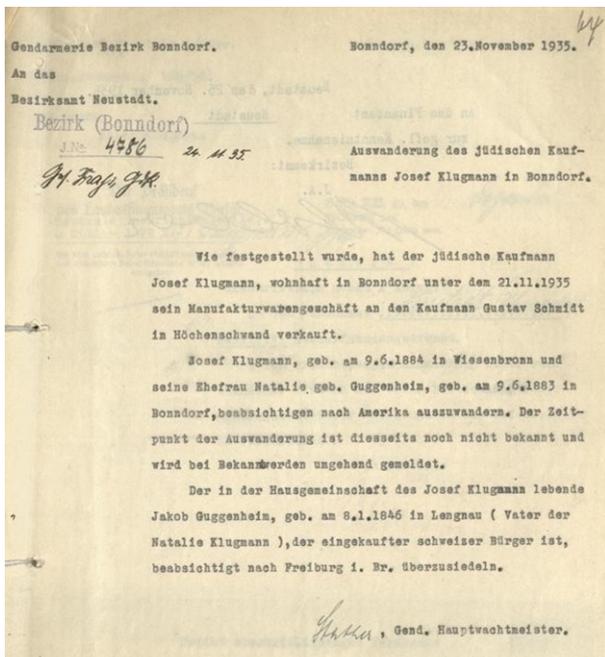
1935 - 1940: Klugmanns Odysee, Moritz Blochs Spuren

Dass über die Jahre 1933 bis 1935 die Akten zu Guggenheim kaum etwas aussagen, kann daran liegen, dass sie nicht vollständig archiviert, oder später einige aussortiert wurden.

Da Guggenheim sein Geschäft 1920 an seinen Schwiegersohn Joseph Klugmann übergeben hatte, konzentrierte sich die Spurensuche nun mehr auf dessen Leben – und auf den Fundus zu ihm in den Restitutionsakten im Staatsarchiv Freiburg i. Brg., die dort akribisch verwaltet werden.

Darin enthalten ist unter dem Datum vom 25. November 1935 ein Vermerk der Gendarmerie Bonndorf, das dem Bezirksamt Neustadt „zu den jüdischen Geschäftsleuten Guggenheim und Klugmann“ mitteilte:

„Wie festgestellt wurde, hat der jüdische Kaufmann Josef Klugmann, wohnhaft in Bonndorf, unter dem 23. November 1935 sein Manufakturwarengeschäft an den Kaufmann Gustav Schmidt in Höchenschwand verkauft. Josef Klugmann... und seine Ehefrau Nathalie... beabsichtigen nach Amerika auszuwandern. Der Zeitpunkt der Auswanderung ist derzeit noch nicht bekannt und wird bei Bekanntwerden umgehend gemeldet. Der in Hausgemeinschaft des Josef Klugmann lebende Jakob Guggenheim (Vater der Nathalie Klugmann), der eingekaufter Schweizer Bürger ist, beabsichtigt nach Freiburg i.Br. überzusiedeln.“



Mitteilung der Gendarmerie Bonndorf vom 23.11.1935 zum Verkauf Geschäft Guggenheim Bonndorf an Gustav Schmidt Höhenschwand

Mit welcher Rigorosität die Nazis Klugmann verfolgten und wie akribisch sie versuchten, ihn zu zerstören, belegt der nächste Eintrag:

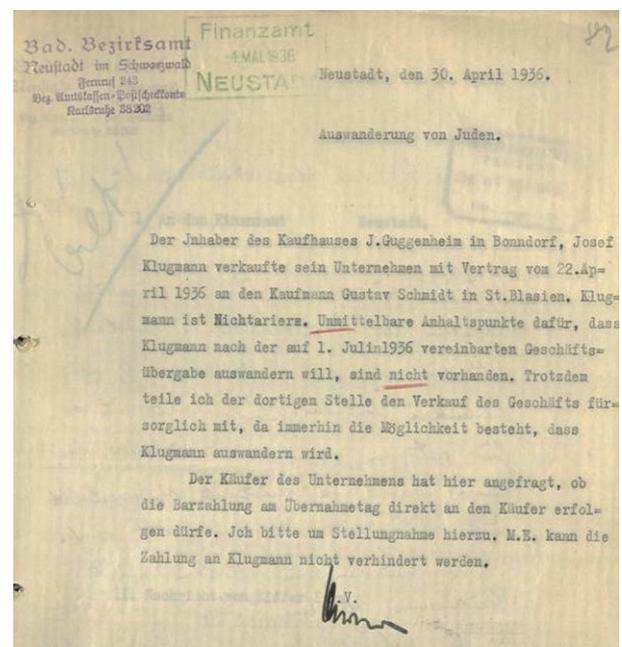
Am 30. April 1936 meldete das Badische Bezirksamt Neustadt der Finanzbehörde den Vollzug des Verkaufs des Geschäfts in Bonndorf. Unter dem Datum ist der Grund der Mitteilung exakt benannt: „Auswanderung von Juden. Der Text lautet: „Der Inhaber des Kaufhauses J. Guggenheim in Bonndorf, Josef Klugmann, verkaufte sein Unternehmen mit Vertrag vom 30. April 1936 an den Kaufmann Gustav Schmidt in St. Blasien. Klugmann ist Nichtarier. Unmittelbare Hinweise darauf, dass Klugmann nach der auf 1. Juli vereinbarten Geschäftsübergabe auswandern will, sind nicht vorhanden. Trotzdem teile ich der dortigen Stelle den Verkauf des Geschäfts fürsorglich mit, da immerhin die Vermutung besteht, dass Klugmann auswandern wird. Der Käufer des Unternehmens hat hier angefragt, ob die Barzahlung am Übergabetag direkt an den Verkäufer erfolgen dürfe. Ich bitte Sie um Stellungnahme hierzu.“

Die letzte Zeile des Schreibens lautet sarkastisch mit fast resignierendem Unterton:

„M.E. kann die Zahlung an Klugmann nicht verhindert werden.“

Klugmann selbst bestätigte laut den Restitutionsakten dem Finanzamt Neustadt den Verkauf seines Geschäftes in Bonndorf an Gustav Schmidt: „Mit heutigem Datum teile ich Ihnen mit, dass seit 1. Juli 1936 Herr Gustav Schmidt, St. Blasien, mein Geschäft übernommen hat. Der Kaufpreis für das Warenlager und Geschäftseinrichtung beträgt RM 17.398 und wird durch Herrn Schmidt anfangs der nächsten Woche an die Städtische Sparkasse in Freiburg i. Br. überwiesen. Die Umsatzsteuer hieraus werde ich mit der Umsatzsteuer vom Monat Juni am 10.d.Mts. entrichten. Meinen Wohnsitz verlege ich am 15. Juli 1936 nach Freiburg i. Br., Friedrichstr. 26“.

Und tatsächlich verließen am 15. Juli 1936 Klugmann mit seiner Ehefrau Nathalie sowie Jakob Guggenheim Bonndorf endgültig, für immer. In Freiburg trafen sie auf andere jüdische Familien, auch auf jene aus der Familie Bloch aus Haslach, nicht aber auf Moritz und Lina Bloch (geb. Guggenheim), obwohl diese schon früher in Freiburg gelebt hatten, und zwar in der Colombistraße 1/11 (siehe Adressbuch Freiburg 1922 ff.). Weitere Details zur Adresse in Freiburg sind nicht exakt nachweisbar.



Mitteilung des Bezirksamtes Neustadt an das Finanzamt:
 Dass die Nazis auch die Zerstörung Klugmanns wirtschaftlicher Existenz betrieben, ergibt sich aus der Mitteilung vom 30. April 1936: „M.E. kann die Überweisung an Klugmann nicht verhindert werden“.
 Quelle Restitutionsakten Staatsarchiv Freiburg.

1007/66. Bonndorf(Schw) 3; Juli 1936. 95

An das Finanzamt Neustadt i/Schw.

Mit Heutigem teile Ihnen mit, dass seit 1. Juli 1936 Herr Gustav Schmidt St. Blasien mein Geschäft übernommen hat; der Kaufpreis für das Warenlager & Geschäftseinrichtung beträgt RM. 17398.- & wird von Herrn Schmidt anfangs der nächsten Woche an die Städtische Sparkasse in Freiburg i/Br. überwiesen. Die Umsatzsteuer hieraus werde ich mit der Umsatzsteuer vom Monat Juni am 10. ds. Mts. entrichten. Meinen Wohnsitz verlege ich am 15. Juli 1936 nach Freiburg i/Br. Friedrichstrasse 26.

Mit deutschem Gruss!

Joseph Klugmann.

Joseph Klugmann bestätigte am 3. Juli 1936 den Verkauf seines Geschäftes in Bonndorf zum Datum 1. Juli 1936.

In der Folge legte Klugmann seine Vermögensverhältnisse offen, genauer: er musste sie offenlegen. Die Pressionen gegen jüdische Geschäftsleute nahmen subtil zu. Detaillierte Belege enthalten die Restitutionsakten im Staatsarchiv Freiburg. Das letzte Blatt vom 9. November 1939, exakt ein Jahr nach dem Pogrom 1938, dokumentiert:

Mein Vermögen beträgt z. Zt. noch:

a) Guthaben auf Girokonto	Rm. 4.300.--
b) Wertpapiere	* 12.100.--
c) Guthaben auf Sparbuch	* 1.675.--
d) restliche Debitoren	* 1.500.--

Joseph Israel Klugmann.

an den Herrn OBERFINANZAMT 11. NOV 398
 Oberfinanzpräsidenten Baden
 in Karlsruhe

zuständigkeithalter erg. überfand.
 Abgabenschrift wurde nicht erstellt.

Karlsruhe, den 9. November 1939.
 Badischer Finanz- und Wirtschaftsminister
 des Reiches

Vermögensselbstauskunft von Joseph Klugmann

Das Blatt 2 von Klugmanns Selbstauskunft über seine Vermögensverhältnisse bilanziert:

- a) Guthaben auf Girokonto: Rm 4.300.--
- b) Wertpapiere: Rm 12.100.--
- c) Guthaben auf Sparbuch: Rm 1.675.--
- d) Restliche Debitoren; Rm 1.500.--

Unterzeichnet handschriftlich mit Joseph Israel Klugmann. Bestätigt von der Oberfinanzdirektion Baden in Karlsruhe, mit Stempel und Datum: 9. November 1939.

Finanzamt Freiburg-Stadt. Freiburg i/Br., den 4. Aug. 1939

Steuernummer 157/1092

An Joseph Israel Klugmann

Reichsfluchtsteuerbescheid.

Nach den Feststellungen des Finanzamtes geben Sie Ihren inländischen Wohnsitz - gewöhnlichen Aufenthalt im Inland - aufgegeben. Sie haben daher gemäss § 1 der Reichsfluchtsteuervorschriften (RGBl. 1931 I S. 699, 1932 I S. 571, 1934 I S. 392), der Verordnung vom 23.12.1932, vierter Teil-Reichsges. Bl. I S. 571, 572 - und dem Gesetz vom 18.5.34 - Reichsges. Bl. I S. 392 -, sowie vom 19.12.37 und 1.11.39 (RGBl. I S. 125) eine Reichsfluchtsteuer zu entrichten. Nach dem letzten Ihnen vor Ihrem Wegzug zugegangenen Vermögenssteuerbescheid vom 1935 betrug das Ihnen und Ihrer Ehefrau gehörige Gesamtvermögen .. RM. 48.808 RM. Dem Gesamtvermögen sind gemäss § 3 Abs. 3 Reichsfluchtsteuervorschriften vom 8.12.31. in der Fassung des Gesetzes vom 19.12.37. hinzuzurechnen: abzugeben ist die Judenvermögensabgabe 12.200 RM Rest 48.808 RM

Wie perfide die Nazis sich auch das letzte Vermögen der Juden aneigneten, belegt ein Dokument vom 4. August 1939: Sie hatten für Ihr Vermögen und die Zwangsabgabe auch noch Steuern zu entrichten, die sogenannte Reichsfluchtsteuer. Darüber gab es sogar eine amtliche Bestätigung.

Reichsfluchtsteuerbescheid ist der Nachweis überschrieben. In dem Formular heißt es: An: (danach handschriftlich) Joseph Israel Klugmann. (Dann in Schreibmaschinenschrift mit handschriftlichen Ergänzungen und Änderungen: „Nach den Feststellungen des Finanzamtes geben Sie Ihren inländischen Wohnsitz - Aufenthalt im Inland - auf. Sie haben daher gemäss §1 der Reichsfluchtsteuervorschriften RGBl... eine Reichsfluchtsteuer zu entrichten. Nach dem letzten Ihnen vor ihrem Wegzug zugegangenen Vermögenssteuerbescheid von...

1935 betrug das Ihnen und Ihrer Ehefrau gehörige Gesamtvermögen... (handschriftlich) 61.088 Rm.

Dem Gesamtvermögen sind gemäß § 3 Absatz 3 Reichsfluchtsteuervorschriften vom 8.12.31 in der Fassung des Gesetzes vom 19.12.37 hinzuzurechnen: (danach wieder handschriftlich)

*Abzuziehen ist die
Judenvermögensabgabe 12.200 Rm
Rest 48.888 Rm.*

Der Bescheid sagt nichts darüber, wohin Klugmann auswandern wollte – und ob er überhaupt Deutschland verlassen wollte, wie viele Juden zu jener Zeit, die nach Amerika flohen – wie die Nazis das nannten: „auswanderten“. So auch Mitglieder der Familie Bloch aus Haslach, zu der Lina Guggenheim nach ihrer Heirat mit Moritz Bloch und der Anverwandte Gustav Bloch gehörte.

Ein Detail dazu liefert ein Brief Klugmanns vom 20. Juli 1938 an das Bad. Finanz- und Wirtschaftsministerium Karlsruhe: *„Teile hierdurch mit, dass mein Neffe Gustav Bloch aus Gengenbach, zuletzt Freiburg, Colombistr. 27, wohnhaft gewesen, am 13. Juli 1938 nach Amerika auswanderte, da von zu Hause mittellos, habe ich ihm zum Zwecke der Auswanderung für Kleidung, Wäsche, Konsulatsgebühren & Anteil der Schiffskarte den Betrag vom Rm 457,37 geschenkt.“*

Der in diesem Schreiben erwähnte Gustav Bloch war ein Sohn von Moritz Bloch und Lina Bloch, geb. Guggenheim.

Felix Klugmann, ein jüngerer Bruder Joseph Klugmanns, bestätigte am 11. Mai 1951 in einer eidesstaatlichen Erklärung die Ehe seines Bruders mit Nathalie – dabei wird aus dem Absender Felix' Adresse in den USA ersichtlich: 845 Gerard Av., Bronx, New York. Auch er war demnach nach Amerika geflohen.

Das Schicksal von Joseph Klugmann und seiner Ehefrau Nathalie wird knapp zwei Jahre danach bei der Aktion „Baden Judenrein“ besiegelt.

1940 - 1942: Die Aktion „Baden Judenrein“

Das Elendslager Gurs in den Pyrenäen, der Transport nach Auschwitz

Nur zwei Jahre blieben Klugmann in Freiburg. Joachim Klose notiert über ihn: *„Josef Klugmann wurde anlässlich der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 verhaftet und vom 11. November bis zum 12. Dezember 1938 im KZ Dachau inhaftiert“*. Im Bericht der Zeitung „Die Welt“ vom 23. 11. 2019 heißt es, dass er dort schrecklich gequält wurde. Wie Klugmann aus dem KZ Dachau heraus kam und wie es seine Frau Nathalie in dieser Zeit in Freiburg erging, ist nicht überliefert.

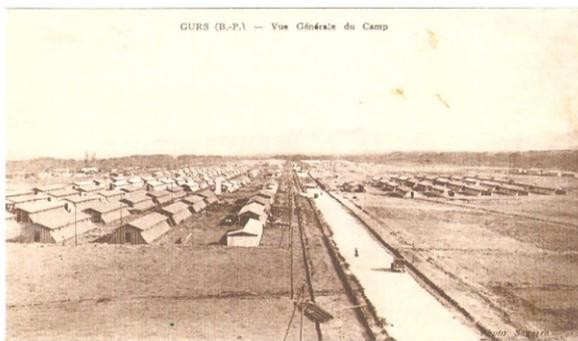
22. Oktober 1940: Die Aktion „Baden Judenrein“

Am frühen Morgen des jüdischen Laubhüttenfestes Sukkot, erschienen schwarz gekleidete Männer der Gestapo an den Wohnungstüren jüdischer Bürger im Saarland, der Pfalz und in Baden, so auch in Freiburg. Sie forderten die völlig überrumpelten Bewohner auf, binnen zwei Stunden „ihre Sachen zu packen“. Gestattet waren lediglich 50 kg Gepäck sowie 100 Reichmark (Rm). Dann wurden sie aus ihren Wohnungen gezerrt, in aller Öffentlichkeit zusammengetrieben, auf Lastwagen gepfercht und weggefahren. Der Befehl betraf „alle transportfähigen Volljuden“ vom Kind bis zum Greis. 6.538 Deutsche jüdischen Glaubens wurden an jenem Tag verschleppt.

Der Befehl dazu war unmittelbar von Adolf Hitler gekommen. Die Gauleiter Badens (Robert Wagner) und der Saarpfalz (Josef Bürckel)

setzten den Befehl in der als solche bezeichneten Wagner-Bürckel-Aktion um. Am 23. Oktober meldete Wagner nach Berlin, sein Gau sei „als erster Gau des Reiches judenrein“.

Sieben Eisenbahnzüge aus Baden und zwei aus der Pfalz deportierten die hinterrücks gewaltsam gefangenen Genommenen über Avignon, Toulouse ins Landesinnere Frankreichs – in das berühmte Internierungslager Gurs. Die Fahrt dauerte drei Tage und vier Nächte, dann waren die Gefangenen am Fuße der Pyrenäen in Oloron Saint Marie, wurden dort auf Lastwagen verfrachtet – Gurs hatte keinen Gleisanschluss – und in das Lager gebracht. Unter dem Begriff „80 Hektar Elend“ sind die Zustände in jenem Ort des Schreckens in die Literatur eingegangen.



Teil des Lagers Camp de Gurs auf einer Postkarte, 1940.

Das Lager Gurs war für die meisten Zwangsinassen das Ende. Für andere lediglich eine Zwischenstation, die Vorstufe ihres furchtbaren Endes. Von 1942 an wurden sie unter unmenschlichen Bedingungen von Gurs in das Lager Drancy bei Paris und von dort am 25. September 1942 in Deportationszügen nach Osten in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verschleppt; Ankunft dort am 27. September 1942. Kaum jemand hat die Strapazen und nur wenige danach das KZ überlebt.

Die Schergen des Dritten Reichs waren dreist genug, die Deportationsdaten penibel in sogenannten Transportlisten festzuhalten.

Die Transportlisten sind im Internet einsehbar: <http://www.tenumbergreinhard.de/taeter-und-mitlaeufer/dokumente/wagner-buerckel-aktion.html>

Auszug aus den Transportlisten der Stadt Freiburg im Breisgau (alle wohnhaft in Freiburg):

*Bloch Betty * 14.01.1889 in Schmieheim*

*Bloch Friedrich * 02.08.1888 in Emmendingen*

*Bloch Ida * 28.03.1886 in Lörrach*

*Bloch Julius * 21.10.1874*

*Bloch Leo * 22.09.1882 in Ihringen*

*Bloch Lina * 21.09.1888 in Schmieheim*

*Bloch Lydia * 12.01.1898 in Friesenheim*

*Bloch Marie * 07.02.1885 in Ulm*

*Bloch Marie * 26.09.1892 in Schmieheim*

*Bloch Moritz * 06.11.1879 in Schmieheim*

*Bloch Norbert * 01.12.1887 in Schmieheim*

*Bloch Rosa * 19.02.1888 in Sulzburg*

*Guggenheim Telly * 06.03.1889 in Bretten*

*Klugmann Joseph * 09.06.1884 in Wiesbronn*

*Klugmann Natalie * 09.06.1883 in Bonndorf*

*Levi Abraham * 07.01.1844 in Altdorf*

*Levy Paula * 03.05.1888 in Berlin*

Der Transport vom Lager Gurs über Paris ins Vernichtungslager Auschwitz ist dokumentiert. Klugmanns weiteres Schicksal soweit auch – allerdings gibt es kein exaktes Todesdatum.



Joseph Klugmann in einer undatierten Aufnahme. Quelle: *find a grave; Ancestry, Familienstammbäume, Gurs.*

Joachim Klose vermerkt: *Die Klugmanns gelten nach der offiziellen Sprachregelung als verschollen und wurden zum 31. Dezember 1945 für tot erklärt.*

Es gibt dazu weitere Vermerke. Das Archiv Mahnmal Neckarzimmern hält zu Joseph Klugmann fest (2017-07.21):

Wohnort Freiburg, Friedrichstr. 26
Geburtsdatum: 09.06.1884
Geburtsort: Wiesenbronn / Kitzingen / Bayern
Sterbedatum / Ort: für tot erklärt
Weiteres Schicksal:
Inhaftierungsort: 11.11.1938 - 12.12.1938,
Dachau, Konzentrationslager
Deportationsziel: ab Baden - Pfalz - Saarland
22.10.1940, Gurs,
Internierungslager Drancy, Sammellager
25.09.1942, Auschwitz, Vernichtungslager.

Klugmanns Schwager Moritz Bloch, Ehemann von Lina Bloch (geb. Guggenheim), war laut Bundesarchiv vom 11. November bis 17. Dezember 1938 im KZ Dachau inhaftiert. Von dort (offenbar aber nicht dokumentiert) später deportiert nach Camp de Gurs. Sein Todesdatum ist im Bundesarchiv verzeichnet mit 23. Oktober 1941. Internierungslager Gurs

Joseph Klugmann und sein Schwager Moritz Bloch waren demnach wenigstens zeitweise gleichzeitig im KZ Dachau inhaftiert – ob sie sich begegnet sind, ist unbekannt und vielleicht sogar unwahrscheinlich.

Auschwitz – das Ende im Holocaust

Die Transportlisten belegen nicht nur die Verschleppung in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, sondern auch, dass für Joseph Klugmann, dessen Ehefrau Nathalie, sowie für seinen Schwager Moritz Bloch und dessen Ehefrau Lina die Reise von Gurs über Paris ihre letzte war – direkt in den Tod.

Nicht erwähnt ist in den Transportlisten Jakob Guggenheim. Er starb in Freiburg am 9. Dezember 1937. Guggenheims letzte Spur: Amtliche Mitteilung des Amtsgerichts Waldshut vom 16.7.1975 an die Registratur Abteilung des Amtsgerichts Freiburg:

Todeserklärung des Jacob Guggenheim (Adresse in Bonndorf: Spiegelgasse 162). Guggenheims Todesdatum 9. 12.1937 und das seiner Tochter Selma (10.11.1937) müssen nicht in einer Korrelation zueinanderstehen, aber ausgeschlossen ist dies auch nicht. Sicher ist, dass beide dem Grauen im Lager Gurs und der Vernichtung in Auschwitz entkamen.

Im Bundesarchiv sind in nüchternen Zeilen die Lebensdaten und das Schicksal von Jakob Guggenheims Tochter Nathalie, verheiratete Klugmann, aufbewahrt.

Gedenkbuch

Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 - 1945

Bundesarchiv

Klugmann, Natalie Nathalie

geb. Guggenheim

geboren am 09. Juni 1883

in Bonndorf/Baden

wohnhaft in Freiburg / Freiburg

DEPORTATION ab Baden - Pfalz - Saarland

22. Oktober 1940, Gurs, Internierungslager

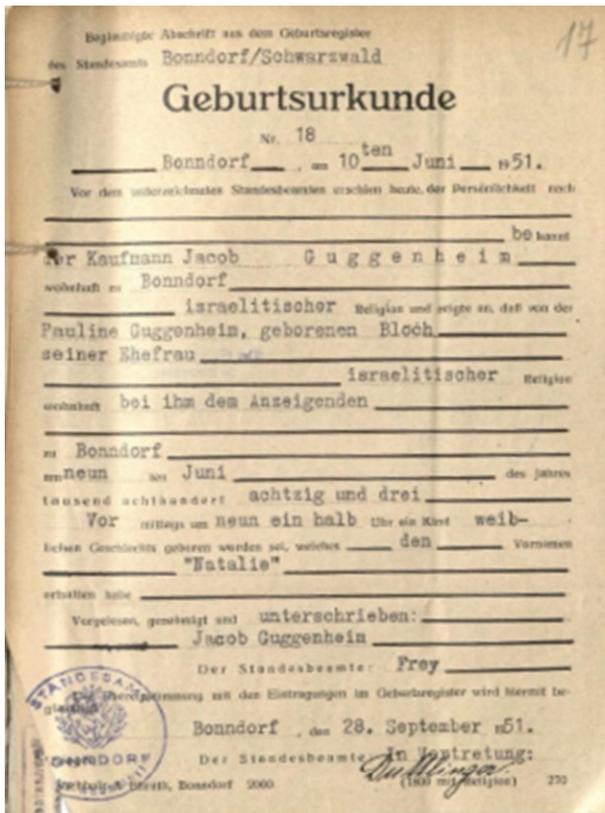
Drancy, Sammellager

25. September 1942, Auschwitz,

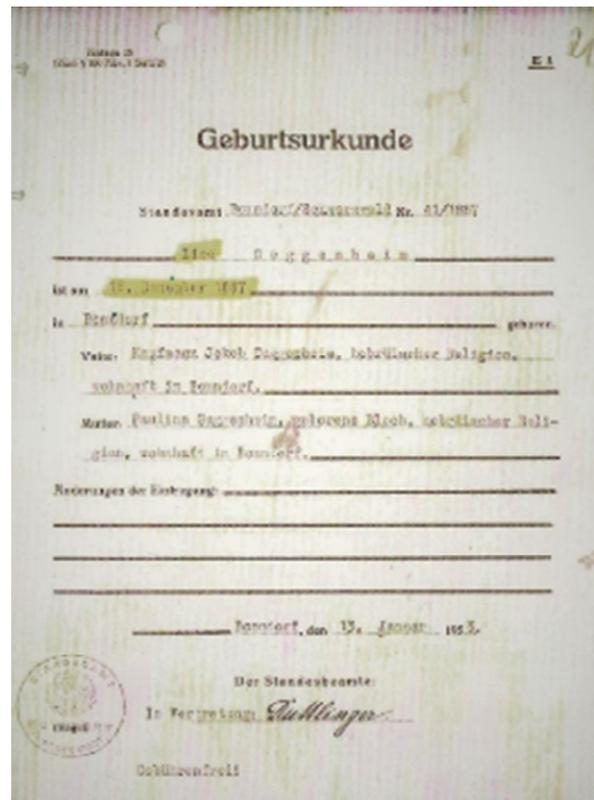
Konzentrations- und Vernichtungslager

für tot erklärt

**Geburtsurkunden der Geschwister
Nathalie und Lina Guggenheim**



Geburtsurkunde des Standesamtes Bonndorf zu:
Nathalie Klugmann-Guggenheim (*9. Juni 1883)



Geburtsurkunde des Standesamtes Bonndorf zu:
Lina Bloch-Guggenheim (*18.12.1887)

Damit wird zugleich amtlich das Geburtsjahr Linas bestätigt, nicht, wie angenommen wurde, 1885, sondern 1887. Ausgestellt 1952 vom Standesbeamten und Ratsschreiber Duttlinger in Bonndorf.

Die Bonndorfer Synagoge

Mythos und Fakten

Dass in Bonndorf eine Synagoge bestand – daran heften sich neben Fakten auch Zweifel. Denn *„Die für einen Minjan im Gottesdienst nötige Zahl von zehn jüdischen Männern kam aus eigenen Kräften“* nie zusammen,“ schreibt Joachim Hahn, Theologe i. R. In seinem Standard-Werk *„Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg“*, 1988, notiert Hahn auf Seite 555: *„In Bonndorf lebten seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige jüdische Personen, die zur Synagogengemeinde Tiengen gehörten (1910: 9 Pers). Nach der Überlieferung am Ort war in der „Alten Turnhalle“ beim Schloss eine Synagoge (Betsaal) eingerichtet (vermutlich für gelegentliche Gottesdienste an jüdischen Feiertagen).“*

Diese Angabe stützt ein Brief des Bürgermeistersamtes Bonndorf vom 27. März 1985 an Hahn: *„In der Bonndorfer Ortschronik ist zu lesen, dass in Bonndorf keine Juden verfolgt wurden; sie hätten vor der „Kristallnacht“ und der „Endlösung“ das Städtchen verlassen. Überhaupt seien es nur wenige gewesen. Diese hätten aber in der „Alten Turnhalle“ beim Schloss eine Synagoge gehabt.“*

Werner Gantert, der mit seiner Ehefrau Elfriede das als Synagoge bezeichnete Haus an der Schlosstr. 5 A für 16 Jahre – von 1997 bis 2014 – besaß, nutzte, umbaute und samt den Außenanlagen mustergültig pflegte, ist überzeugt: *„Der Bauweise nach war es eine Synagoge“*. Er, der 1999 in dem sechs Meter hohen Hauptraum auf einer Fläche von ca. 90 qm einen gediegenen Meditationsraum eingerichtet hatte, unterstreicht seine These:

„Meine Mutmaßungen zum Gebäude waren die frappierende Ähnlichkeit mit der Synagoge Baisingen. Ebenso der Kanal, der durch den Innenraum führt und vom ehemaligen Verwaltungsgebäude des Schlosses Bonndorf an das

Haus gelangt. Unter den Zeugen Jehovas wurde das Gelände in Richtung des heutigen Japanischen Gartens abgetragen. Der Schuppen hinter dem Haus (im Volksmund „Giftküche“), wurde abgerissen und als Parkplatz verwendet. An einer Stelle ist der Boden immer wieder abgesackt. Wir hatten ihn mit Bau- und Gartenmaterial verdichtet. Meine Vermutung geht dahin, dass an dieser Stelle eine Mikwe – rituelles jüdisches Tauchbad – bestanden haben könnte, da der Kanal in diese Richtung führt. Der Abriss des Schuppens durch die Zeugen Jehovas 1984, den einstigen Eignern der Liegenschaft, war eine Auflage der Stadt!“

Dass das Gebäude ein Betsaal oder gar eine Synagoge war, belegen Akten wie auch der Bau selbst mit seiner besonderen Architektur. Vor allem die schmalen, hohen Fenster fallen auf. Sie erinnern Beobachter an die Tafeln der zehn Gebote – Altes Testament. Ihr Zuschnitt mit dem abschließenden spitzen Dreieck ist ungewöhnlich; ebenso die hohe Eingangstüre. Synagogfenster hätten Rundbögen, erklärt Joachim Klose vom Verein für jüdische Geschichte Gailingen. Jedoch kenne das Judentum keine speziellen Bauvorschriften für Synagogen, mit Ausnahme der liturgisch-funktionalen Zentren (wie Thoraschrein und Bima). Die fünf Fenster des Bonndorfer Synagogengebäudes sowie die zwei kleinen Rosettenfenster – die leider nicht mehr bestehen – die wie die Davidsterne, die in der oberen Etage in die östliche Fassade eingelassen waren, dies zusammen gab dem Gebäude seinen sakralen Charakter. Und erhärten die These von der Bonndorfer Synagoge.

Akten deuten darauf hin, dass das Haus im Gewann Süßwinkel an der Schlosstr. 5A, eben die Synagoge, schon im Jahre 1873 bestand. In einer Expertise der Einschätzverzeichnisse der Badischen Gebäudeversicherungsanstalt im Archiv der Stadt Bonndorf vom 13. August 1980 heißt es dort zur Adresse Schloßstr. 5A, Synagoge, in der Rubrik Alter und allgemeiner Zustand: c) 106 Jahre. Diese Angabe belegt:

Das Gebäude muss früher bestanden haben, nämlich schon 1873 – oder gar noch früher?

Einschätzverzeichnis Synagoge Bonndorf

a) Genaue Angabe der Benutzungsarten der Objekte in zahlreicher Anleihen b) Zahl der Geschosse und Beschreibung besonderer baulicher Merkmale c) Alter und allgemeinen baulicher Zustand d) Besondere Erläuterungen	Bezeichnung der Bauart	Bestandteile und Zubehör	Länge	Tiefe		
					Wert	
a) Versammlungsraum für Gottesdienst (Kirche)	a) 2/3 Bruchsteine, 70 cm	Vortritt, Vorfenster, Schneefanglitter	20	10,2	15,2	
b) 2 Geschosse	1/3 ausgem. Fachwerk, 1/2 ausgem. verputzt	Wasserru., u. ablig. Umf., Bl. Lichtltg. (unvoll.)	40			
c) 106 Jahre, zL. gut (= 1873 - 1979 = 106 = 1873)	b) Ziegel auf Schindeln		250			
a) Abstellräume	a) 2/5 Steinriegel, verputzt, 3/5 Holzfachwerk	Bl. Lichtltg.	60	10,2	8	

Dokument der Badischen Gebäudeversicherung von 1980 im Stadtarchiv Bonndorf zum Gebäude Schlosstr. 5A – Synagoge – mit eindeutigen Hinweisen auf Baudatum und Zweck des Gebäudes.

Eindeutig auch die Einschätzung derselben Versicherung vom 17. Januar 1985 zum Versammlungsraum der Zeugen Jehovas: Baujahr des Gebäudes: 1873.

Auch wer dies nur als Hilfsbelege ansieht, wird nicht umhin kommen zu akzeptieren, dass das Gebäude Schlosstr. 5A im Süßwinkel Bonndorfs seit 1873 eine Synagoge für die gläubigen Juden der Gemeinde vorhielt.

BADISCHE GEBÄUDEVERSICHERUNG
Anstalt des öffentlichen Rechts

frühere Synagoge (Juden Jehovas) EINSCHÄTZUNGSVL

Anwesen: *Bonndorf Schloßstr. 5A*

Ursache der Schätzung: Neubau Verbesserung Trierung Übernahme

Angabe der Benutzungsart, ggf. in Anleihen, Gewerke & EVA: Wohngebäude Gastwirtschaft Landwirtschaft Bürogebäude

Bestimmte Verhältnisse: Gaschosse(a) Kniestock Hanghaus

Fläche %: F30 F30 <F30

Anteil: *10 Holzfachwerk*

Baujahr: *1873*

Länge m: *12* | Tiefe m: *7,7* | Höhe m: *7,9*

Raum m³: *159* | Preis €/m³: *160* | Neubaufkosten €/m³: *2544*

Vermerke im Einschätzverzeichnis der Badischen Versicherungsanstalt zum Zweck und Datum des Gebäudes Schlosstraße 5A – Synagoge - (Archiv Stadt Bonndorf, handschriftliche Einträge: Autor)

Dafür spricht auch: 1873 ist das Gründungsjahr der Schuhfabrik Kriechle & Co (Kech), mit der die Industrialisierung Bonndorfs begann; es ist das Jahr des ersten Gottesdienstes in der Stadtkapelle in der wachsenden Gemeinde der Protestanten im ursprünglich katholischen Bonndorf. Und dies ist die Zeit, zu der Jakob Guggenheim von Löffingen nach Bonndorf wechselte (1876) – die kleine Schar jüdischer Bürger etablierte sich damals.

Dies sind Belege, keine eindeutig klaren Belege. Aber eben Spuren zur Existenz früheren jüdischen Lebens in Bonndorf und damit einhergehend einer Synagoge am Ort.



Gebäude Schloßstr. 5A – Synagoge Bonndorf – in einer Aufnahme von 1975 des damaligen Eigners des Gebäudes, Werner Gantert.



Das Gebäude Schloßstraße 5A in Bonndorf – ehemalige Synagoge – 2017; Sicht von Nordosten. Deutlich sind noch die sakralen Fenster zu erkennen. Foto: Autor



*Der 1984 abgerissene Schuppen hinter der ehemaligen Synagoge an der Schloßstraße 5A Bonndorf – unter dem der frühere Besitzer Werner Gantert eine Mikwe, ein jüdisches. rituelles Tauchbad – vermutete.
Foto Gantert 1975.*

Das Projekt „Gegen das Vergessen – Stolpersteine in St. Blasien“

Vorwort

Im Sommer 2019 erhielt Magdalena Bucher vom Freundeskreis jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen über verschiedene Zwischenstationen eine E-Mail weitergeleitet.

Sie stammte von Nachkommen der jüdischen Familie Grumbach, die bis Mitte der 1930er-Jahre in St. Blasien gelebt hatte. Diese mussten bei einem Besuch in St. Blasien feststellen, dass in der Domstadt keinerlei Hinweise auf die von den Nationalsozialisten vertriebenen ehemaligen jüdischen Mitbürger*innen zu finden waren. Nach wenig erfolgreichen Anfragen bei Behörden gelangte die Mail schließlich zu Magdalena Bucher.

Das Schreiben endet mit den Worten: *„Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns helfen können, Personen oder Schülergruppe(n) aus St. Blasien zu finden, die dafür sorgen, dass in der Stadt St. Blasien ein würdiges Gedenken an die ehemaligen jüdischen Mitbürger erfolgt.“*

Daraufhin wandte sich Magdalena Bucher an das Kolleg St. Blasien, mit der Bitte um Unterstützung. Dort entschlossen sich 2022 die Religionslehrerin Alena Bauer und der Geschichtslehrer Johannes Heitmann, mit einer Schülergruppe das Projekt in Angriff zu nehmen.

Sie boten einen Seminarkurs an zur Erforschung der Geschichte der Juden und weiterer NS-Opfer von St. Blasien. Als sichtbare Zeichen der Erinnerung sollten zum Abschluss Stolpersteine an deren letzten Wohnorten verlegt werden. Zum Seminarkurs meldeten sich 8 Schülerinnen und ein Schüler an.

Im Schuljahr 2022/23 recherchierten sie in Archiven, nahmen Kontakt zu Verwandten der NS-Opfer auf, schrieben Berichte, verhandelten mit dem Gemeinderat und den heutigen Besitzern der Häuser, vor denen Stolpersteine

verlegt werden sollten. Von der Stadt erfuhren sie große Unterstützung.

Schließlich konnten am 24.05.2023 neun Stolpersteine verlegt werden.

Neben den historischen Projektergebnissen, die in einem digitalen Gedenkbuch¹ auf der Webseite der Stadt St. Blasien veröffentlicht wurden, konnten die Schüler*innen wichtige Lebenserfahrungen sammeln:

Der Kontakt mit Nachkommen, der Umgang mit politischen Vertretern und Gremien, die Ablehnung und Unterstützung betroffener Hausbesitzer, die große Bereitschaft zur Übernahme von Patenschaften für die Stolpersteine, die Begegnung mit Nachkommen aus Großbritannien, Canada und den USA.

Eine Seminarkursteilnehmerin stellte fest, dass dieses Projekt der spannendste und interessanteste Geschichtsunterricht gewesen sei, den sie je erlebt habe.

In seiner berühmten Rede vom 8. Mai 1985 zum Gedenken an das Ende des Zweiten Weltkriegs sagte der ehemalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker: *„Die Jungen sind nicht verantwortlich für das, was damals geschah, wohl aber für das, was daraus wird.“* Die am Seminarkurs beteiligten Schüler*innen und Lehrer*innen sind dieser Verantwortung auf beeindruckende Weise nachgekommen.

Ich bedanke mich beim Seminarkurs für die Erlaubnis, die Projektergebnisse an dieser Stelle veröffentlichen zu dürfen.

Juni 2023, Gebhard Kaiser

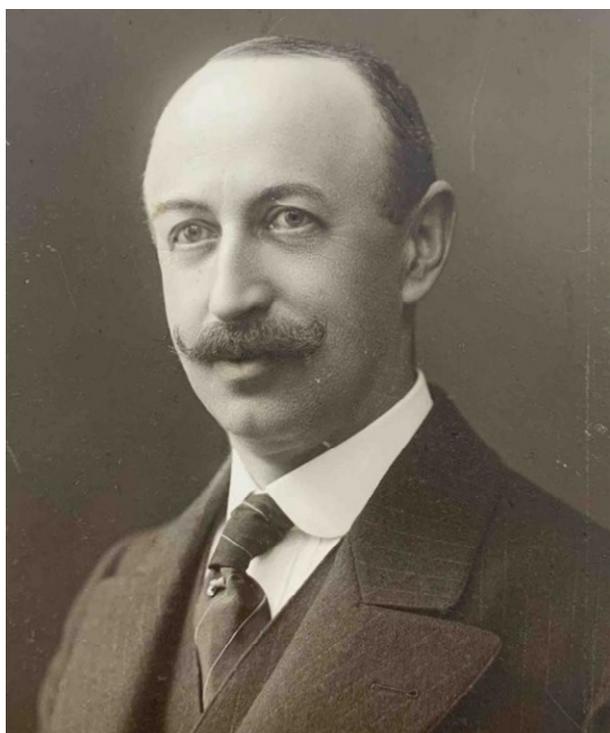
¹ <https://www.stblasien.de/stadt-handel/digitales-gedenkbuch/das-projekt>

Gustav und Hulda Grumbach –

Flucht aus St. Blasien

Von Viktoria Hippach

Gustav Grumbach wurde am 25.09.1867 in St. Blasien als Sohn von Moritz Grumbach und Regina Grumbach (geb. Wolf) geboren. Am 08.06.1897 heiratete er Hulda Dreifuss aus Zürich (geb. 09.05.1873), mit der er drei Kinder hatte: Alfred Grumbach (später Bach) (*31.03.1898), Hugo Grumbach (*02.03.1899) und Gertrude Grumbach, verheiratete Jacobi (*01.02.1909).



Gustav Grumbach, Bild:Familienbesitz

Hugo Grumbach heiratete am 14.09.1930 Lili Günzburger (*27.06.1908). Nach der Geburt von Hugos und Lilis Tochter Ellen Grumbach (*21.06.1931) wählte auch diese Familie St. Blasien zum Lebensmittelpunkt.

Gustav Grumbachs Eltern, Moritz und Regina Grumbach, hatten spätestens seit den 1860er Jahren in St. Blasien gelebt, wo bereits 1863 ihr erster Sohn Jakob (*23.04.1863) geboren worden war. Sie führten ab 1870 ein Textilgeschäft, das 1890 zunächst von Jakob, und – vermutlich

nach dessen Tod – 1893 von seinem Bruder Gustav weitergeführt wurde.



Hulda Grumbach, geb. Dreifuss, Bild: Familienbesitz

Die Geschäftsräume für das Kaufhaus Gustav Grumbach hatten Gustav und Hulda ab 1903 in der Hauptstraße gemietet, wo man mehrere Angestellte beschäftigte.



Das Geschäft „Gustav Grumbach Manufactur und Modewaren“ in der Hauptstraße St. Blasien, Bild:Familienbesitz

Zum Geschäft gehörte auch ein Schifffahrtsbüro der Norddeutschen Lloyd, das Reisen von Bremen nach Amerika, Afrika, Australien und Ostasien anbot.

Gründung der Motorwagen-Gesellschaft St. Blasien

1904 gründete Gustav Grumbach mit dem St. Blasier Unternehmer Josef Weißenberger die Motorwagen-Gesellschaft St. Blasien. Ihr Ziel war es, den Kurort St. Blasien besser anzubinden und Rundfahrten durch den Schwarzwald zu ermöglichen. Die wohl prominentesten Fahrgäste waren das Großherzogspaar Friedrich I. und Luise von Baden, die sich 1907 mit ihrer ersten Fahrt mit dem Automobil sehr zufrieden zeigten. Die Geschäftsführer erweiterten sukzessive die Verbindungen. Es wurde nicht nur Titisee, Waldshut, Feldberg und Mennenschwand, sondern auch das Höllental, Freiburg und der Schauinsland angefahren. 1921 erwarb die Reichspostverwaltung das Unternehmen und verstaatlichte es.



*Bus der Motorwagensgesellschaft St. Blasien,
Bild: Familienbesitz*

Gustav Grumbach war im Verkehrsbeirat der Kraftfahrstelle des Postamtes, Mitglied des Verkehrsausschuss von St. Blasien, im Ausschuss des Finanzamtes Neustadt und im Beirat der IHK Freiburg. Außerdem war er Zugführer der Feuerwehr St. Blasien, von welcher er mehrere Auszeichnungen für seine über 30-jährige Dienstzeit verliehen bekam, und Gründungs- und Ehrenmitglied des Turnvereins St. Blasien. Im Jahr 1906 wurde Gustav außerdem zum Geschworenendienst und im Jahr 1909 vorübergehend zum Stadtrat St. Blasien bestellt. 1923 gründete das Ehepaar Gustav und Hulda

Grumbach anlässlich ihrer 25-jährigen Ehe und des 30-jährigen Geschäftsjubiläums des Kaufhauses eine Stiftung zur Unterstützung der Armen in St. Blasien, die 1929 im Zuge der Inflation aufgelöst wurde.

Familie erhielt schon früh Drohbriefe mit Zeichnungen von abgeschnittenen Köpfen

In den 1920er Jahren machte Gustav Grumbach seine beiden Söhne Alfred und Hugo, die beide im Ersten Weltkrieg für Deutschland gedient hatten, nacheinander zu Teilhabern des Geschäfts, das somit zum Familienbetrieb in dritter Generation wurde. Gustavs Tochter Gertrude arbeitete nach ihrer Schulzeit, die sie unter anderem in einem Schweizer Internat verbracht hatte, in der Buchhaltung und Geschäftsführung. In mehreren Orten im Südschwarzwald gab es Verkaufsstellen und Kommissionsauslagen.

Nachdem die Gewerbesteuerleistungen in den 1920ern stetig angestiegen waren, gingen die Umsätze in den 1930er Jahren deutlich zurück. Bereits vor der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten erhielt die Familie Grumbach Drohbriefe mit Zeichnungen von abgeschnittenen Köpfen. Das Geschäft von Gustav Grumbach sowie weitere Geschäfte jüdischer Besitzer wurden im Zuge des Boykotts im März 1933 durch die SA beschmiert. Gustav Grumbach und sein Sohn Hugo wurden als Juden im Frühjahr 1933 in St. Blasien verhaftet und gemeinsam mit ehemaligen Mitgliedern der Zentrumsparterie zunächst in einen Steinbruch gebracht. Die Gefangenen wurden nach einigen Stunden freigelassen, da das Gefängnis Waldshut überfüllt war.

Angesichts dieser Ereignisse entschied sich die Familie zur Flucht. Im Juni 1933 trafen Gustav, Hulda, Hugo, Gertrude, Lili und Ellen in Zürich Alfred, der Deutschland bereits zuvor von Berlin aus verlassen hatte. Gustav Grumbach wurde die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt und er wurde aus der Feuerwehr ausgeschlossen. Im Sommer 1933 erfolgte eine vorübergehende Beschlagnahmung des gesamten Vermögens. Das Geschäft wurde in den

nächsten Monaten kommissarisch weitergeführt und schließlich verkauft.

Hulda stirbt auf der Flucht an einer Lungenentzündung

Die Flucht führte die Familie nach Straßburg, wo Hulda Grumbach am 07.01.1934 an einer Lungenentzündung starb. Laut ihrer Nachkommen habe ihr die Flucht und der Verlust der Arbeit mit der Kundschaft das Herz gebrochen. Gustav floh mit Gertrude sowie mit Hugo, Lili und Ellen weiter nach Manchester in England.

Nachdem dort Hugos und Lilis zweite Tochter Doreen, („Dodi“, 28.05.1936) geboren worden war, verließen Hugo und Lili mit ihren beiden Töchtern 1939 Europa und ließen sich zunächst in Toms River, New Jersey, nieder, wohin ihnen Gustav wenig später folgte. Pläne, in den Westen der USA umzuziehen, wurden durch eine plötzliche Erkrankung Hugos zunichte gemacht, an deren Folgen er 1947 – im selben Jahr wie sein Vater Gustav – starb. Gustav Grumbach starb auf einer Besuchsreise bei Alfred in Port Elizabeth.

Die Nachfahren der Familie Grumbach sind heute über den Globus verteilt. Die Stadt St. Blasien bleibt für sie ein wichtiger Bezugspunkt und Erinnerungsort.

Quellen:

Baur, Barbara: Letztes Jahr in St. Blasien, St. Blasien 2021.

Steiner, Bernhard: Sankt Blasier Land, St. Blasien 1987.

Karlsruher Zeitung (22.08. 1890), Handelsregistereinträge.

Tagblatt vom Oberrhein (23.04.1929).

Badische Presse (21.08.1907), (21.08.1913).

Der Volksfreund (02.07.1921).

Neue Waldshuter Zeitung (31.01.1914), (14.11.1905), (19.11.1909)

Pforzheimer Anzeiger (03.12.1915).

Fremdenblatt und Kurliste für den Luftkurort St. Blasien (1909-1931).

Neue Waldshuter Zeitung (10.09.1907).

FASB Freiwillige Feuerwehr St. Blasien Protokoll-Buch II, Stammrollen.

LABW GLAK 233/29242 Jubiläumstiftung.

LABW HStAS EA 99/001 Bü 156, Bilder 187, 188, 189, 242, 244.

LABW HStAS EA 99/001 Bü 187.

LABW StAF B726/1 Nr.5477, Verleihung von Ehrenzeichen an Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr.

LABW StAF F196/1 Nr.207.

LABW StAF F196/1 Nr.10792.

StASB, Meldekartei.

StASB, Handelsregister.

StAS 3 E467 – Todesfälle 01.01.1934-05.07.1934, Nr. 65: Grumbach.

Alfred Grumbach (Bach)

Von St. Blasien nach Kanada

Von Pascal Matzen

Alfred Grumbach wurde am 31. März 1898 in St. Blasien als erstes Kind von Gustav und Hulda Grumbach (geb. Dreifuss) geboren. In St. Blasien ging er zunächst in die Volksschule, um anschließend in Freiburg im Breisgau die Oberrealschule zu besuchen und 1913 mit der Mittleren Reife abzuschließen. Beim „Kaufhaus Frank & Baer in Frankfurt am Main machte er eine kaufmännische Lehre und arbeitete darauf als Verkäufer, bis er 1916 als Soldat zum Ersten Weltkrieg einberufen wurde. Er diente zunächst beim I. Badischen Leibgrenadier-Regiment 109 in Karlsruhe und kam 1917 zum Deutschen Alpenkorps an die italienische Front. Im Januar 1918 kam er an die Westfront, wurde dort zum Unteroffizier befördert und mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse geehrt. Bei einem Einsatz in Nord-Frankreich wurde er durch einen Granatsplitter schwer verwundet,



Alfred Grumbach als Soldat im Ersten Weltkrieg (1916-1918), Bild: Familienbesitz

woraufhin er bis Februar 1919 in der Universitätsklinik in Freiburg im Breisgau behandelt wurde.

Nach seiner Erholung und der Entlassung aus dem Heeresdienst 1919 war Alfred Grumbach zunächst als freier Handelsvertreter für mehrere Straßburger Textilfirmen tätig. In den 1920er Jahren wurde er zum Teilhaber der väterlichen Firma „Kaufhaus Gustav Grumbach“ in St. Blasien und betätigte sich in vielen unterschiedlichen Unternehmen: 1923 übernahm er die Geschäftsführung eines Kaufhauses in Bulle, Kanton Freiburg, Schweiz, 1924 und 1925 reiste er für zehn Monate in die USA und von 1926 bis 1929 war er Geschäftsführer der Deutschen Kunstharz Fabrik, Berlin-Rummelsburg. In der letzteren Funktion unternahm er viele Reisen innerhalb Europas. Ab 1929 bis 1932 konzentrierte er sich dann auf die Mitarbeit im väterlichen Betrieb in St. Blasien, bis er im Januar 1932 den Posten eines Organisations in der WOSTWAG (West-Osteuropäische Warenaustausch AG) übernahm, welche ihren Sitz in Berlin hatte. Alfred Grumbach wohnte deshalb ab 1932 in Berlin Wilmersdorf. Zwischenzeitlich betreute er eine Zweigstelle in Hannover. Im Herbst 1932 wurde er zweiter Geschäftsführer der Muttergesellschaft. Diese Position behielt er bis zum März 1933.

Keine Zukunft mehr in Deutschland

Nach der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde die Tätigkeit der WOSTWAG stark eingeschränkt. Die Firma war überwiegend in jüdischem Besitz, hatte jüdische Geschäftsführer und galt als politisch links orientiert. Aufgrund der Schwierigkeiten, denen die Mitarbeiter der Firma ausgesetzt waren, zog Alfred Grumbach im März 1933 nach Zürich in die Schweiz.

„Wir alle, die in der Firma [WOSTWAG] tätig waren und einiges von der Welt gesehen hatten, waren uns schon damals klar, wie die Dinge in Deutschland laufen würden, und dass hier das Leben für einen Juden unerträglich werden würde.“ Alfred Bach, 1957.

Als im Sommer 1933 sein Vater und sein Bruder als Juden in St. Blasien verhaftet worden waren, war ihm klar, dass es keine Zukunft mehr für ihn in Deutschland geben würde. Seine Eltern und Geschwister flohen bald darauf ebenfalls nach Zürich, wo sie mit Alfred Grumbach zusammentrafen. Im selben Jahr musste das Kaufhaus in St. Blasien, an dem er zu einem Drittel beteiligt war, verkauft werden. Seine Mutter Hulda Grumbach starb am 7. Januar 1934 auf der Flucht in Straßburg. Gustav und Hugo emigrierten zunächst nach England und später in die USA.

Alfred Grumbach ging zunächst für vier Jahre nach Paris, wo er erst nach zwei Jahren eine beschränkte Arbeitserlaubnis erhielt. 1935 konnte er mit einem deutsch-jüdischen Chemiker einen kleinen Betrieb zur Herstellung von wasserlöslichen Ölen und Fetten gründen, der aber aufgrund ihres Daseins als Flüchtlinge nicht ausreichte, um sich in Frankreich ein neues Leben aufzubauen.

Als es ihm gelungen war, eine Einreiseerlaubnis für Südafrika zu erlangen, entschied er sich 1936 dazu, Europa zu verlassen und in Südafrika ein neues Leben aufzubauen. Bei der Einreise änderte er seinen Namen in Alfred Bach um. 1937 gründete er mithilfe eines Darlehens in Port Elizabeth einen Fabrikationsbetrieb für chemische Klebstoffe. In Johannesburg heiratete er 1937 Jean Elin, die auch nach der Eheschließung noch als Sekretärin weiterarbeitete, bis das Unternehmen eine ausreichende Existenzgrundlage darstellte. 1940 wurden eine Tochter, Hilary, und 1943 ein Sohn, Michael Colin, in Port Elizabeth geboren.

1947 zieht die Familie nach Johannesburg

Gustav Grumbach, Alfred Bachs Vater, besuchte Alfred 1946/1947 in Südafrika. Auf dieser Besuchsreise starb Gustav Grumbach am 17. August 1947 in Port Elizabeth.

1947 zog die Familie nach Johannesburg, wo Alfred die Stofftier-Firma „Elsa Toys“ übernahm. Er besuchte einige Spielzeugmessen,

darunter die Spielzeugmesse in Montreal. Im Mai 1957 verließ die Familie Südafrika, bereiste Europa, darunter auch die für die Familie wichtigen Orte St. Blasien, wo er geboren worden war, sowie Zürich and London. Im Juli 1957 zog die Familie nach Toronto, Kanada. Hier kaufte er die Duschvorhang-Firma „James B. McGregor“, die er ausbaute.



Alfred Bach mit Stofftieren aus der Produktion seiner Firma, Bild: Familienbesitz



Alfred Bachs Fabrik in Port Elizabeth, Bild: Familienbesitz

Alfred Bach starb am 17. August 1969 auf einer Europa-Reise in Bad Ragaz in der Nähe von Zürich und wurde in Toronto begraben. Alfred Bachs Sohn, Michael Colin Bach, wurde ein berühmter Arzt und Spezialist für Infektionskrankheiten und starb am 28.02.1998 in Florida. Er hinterließ Familie in Kanada und den USA. Hilary Bach wurde Kindergärtnerin und heiratete 1967 Gustavo Martinez, der am 01. März 2023 starb. Sie, ihre beiden Töchter Michelle and Amanda sowie die Nachkommen leben heute in Toronto, Kanada.



Hugo, Alfred und Gertrude Grumbach, Bild: Familienbesitz

Quellen:

- LABW StAF F166/3 Nr. 6551
- LABW StAF 196/1 Nr. 10729
- *Erinnerungen von Alfred Bach*
- *Gespräche mit Hilary Martinez*

Gertrude Grumbach -

Von St. Blasien nach England

Von Joana Albiez



Gertrud Grumbach, Bild: Familienbesitz

Gertrude Regina Sara Grumbach wurde am 1. Februar 1909 in St. Blasien geboren. Ihre Eltern waren der Kaufmann Gustav Grumbach und dessen Frau Hulda Dreifuss. Sie war die Jüngste von drei Geschwistern und hatte zwei ältere Brüder, Alfred und Hugo. Gertrude besuchte bis zu ihrem 14. Lebensjahr die St. Blasier Volksschule und ging anschließend auf ein Internat in die Schweiz, um eine weitere bessere Bildung und Kenntnisse in der französischen Sprache zu erlangen. Sie besuchte das Internat zwei Jahre lang, bis sie anschließend, im Jahre 1925, in das Kaufhausgeschäft ihres Vaters einstieg. Zunächst war sie dort nur in der Buchhaltung tätig und für die Korrespondenz zuständig, übernahm gegen Ende Juli 1933 jedoch eine wichtige Rolle im Einkauf und

Verkauf. Schon vor 1933, also vor der Machtübernahme Hitlers, breitete sich die nationalsozialistische Bewegung immer weiter aus, weshalb die Gewerbeleistungen der Familie Grumbach immer weiter fielen. Weitere negative Auswirkungen auf die Familie folgten. So wurde ihr Bruder Hugo sowie ihr Vater Gustav im Frühjahr 1933 verhaftet und in einen Steinbruch verschleppt, von wo aus sie eigentlich in das Gefängnis in Waldshut-Tiengen hätten verlegt werden sollen. Dieses war jedoch schon überfüllt und sie wurden aufgrund dessen wieder freigelassen. Im Juni 1933 floh Gertrude mit dem Rest ihrer Familie aus Angst vor weiteren Repressalien nach Zürich zu ihrem Bruder Alfred Grumbach. Am 28.08.1933 floh die Familie dann weiter nach Frankreich, wo sie in Straßburg im Elsass in der Rue de la Mèsange 13 lebten und wo ihre Mutter Hulda am 4. Januar 1934 an einer Lungenentzündung verstarb. Gertrude zog anschließend mit ihrem Vater 1938 weiter nach London, wo sie ihren Mann David Jakobi kennenlernte. David Jakobi wurde am 02.10.1896 in Salmünster, Bad Soden, geboren und verstarb am 11.12.1978 in Stoke Mandeville, Großbritannien.

Gertrude heiratete David Jakobi 1935, nahm seinen Namen und am 14. Januar 1939 die englische Staatsangehörigkeit an. Sie bekamen zusammen zwei Kinder, John Robert Jakobi, geboren am 15.02.1937 in London und verstorben am 26.01.2020 in Stoke Mandeville sowie Helen Jakobi, geboren in London am 17.07.1938. Sie zogen in ein kleines Dorf außerhalb von London, namens Stoke Mandeville. Im persönlichen Gespräch erzählte ihre Enkelin vom Farmleben der Familie, von Gertrudes Liebe für ihren Garten und ihre besondere Zuneigung zu den Hunden. Aus dem Gespräch mit ihrer Tochter und ihrem Enkel Jonathan geht außerdem hervor, dass Gertrude ein sehr offener Mensch war, der gerne auf andere Menschen zuzuging und mit ihnen kommunizierte, weshalb es für sie anfangs auch schwer in England war, da ihr Englisch nicht gut war und sie somit Schwierigkeiten hatte in ihrem neuen Zuhause

Freundschaften zu knüpfen. Gertrude integrierte sich jedoch zunehmend in England, erlernte die Sprache und kümmerte sich um den Haushalt und Garten. Ihrem Beruf ging sie nicht mehr nach. Sie stellte in diesem Zusammenhang 1958 einen Antrag auf Wiedergutmachung wegen „Schaden im beruflichen Fortkommen“. Ihr Antrag wurde 1961, bereits nach ihrem Tod, abgelehnt. Am 9. November 1961 wurde sie schwer erkrankt in ein Krankenhaus eingeliefert und verstarb zehn Tage später am 19.11.1961.



Gertrude als junge Skifahrerin. Magazincover „Eigen Erf“, 1933, Bild: Familienbesitz

Quellen:

LABW StAF F196/1.

Finanzamt Freiburg Stadt, StAF F196/2.

HStAS EA 99/001 Bü 156 - Erhebung der Einzelschicksale.

F196/1 Nr.10792. Personalakten Grumbach, Gustav.

SAS 22-05-16 Ehemalige Einwohner St. Blasien.

Hugo, Lili und Ellen Grumbach

Von St. Blasien über England in die USA

Von Nikola Agnieszka Cukierska
und Stella Konzack



Das Ehepaar Hugo und Lili Grumbach in St. Blasien, 1930, Bild: Familienbesitz

Hugo Grumbach und Lili Grumbach (geb. Günzburger) mit ihrer ersten Tochter *Ellen Grumbach* wohnten gemeinsam als junge Familie in der Bernau-Menzenschwander Straße.

Hugo Grumbach wurde am 2. März 1899 in St. Blasien als Sohn des jüdischen Ehepaars Gustav Grumbach und Hulda Grumbach (geb. Dreifuss), als Zweiter von drei Kindern, geboren. Seine Eltern führten ein Kaufhaus in der Hauptstraße 3 in St. Blasien.

Seine letzten Schuljahre fielen auf die Zeit des ersten Weltkrieges. In der damaligen politischen Situation war es für jüdische Kinder uneingeschränkt möglich, weiterführende Schulen zu besuchen. Seine Frau Lili führte dazu

aus: „Er besuchte das Gymnasium in St. Blasien und Freiburg bis zur Obersekundarreife im Jahre 1914“. Studiert hat Hugo Grumbach nie. Von 1917 bis 1918 diente er als Soldat im ersten Weltkrieg. Nach dem Krieg trat er eine Lehre in Frankfurt am Main an.

In einer Meldekartei von Gustav Grumbach ist ersichtlich, dass Hugo Grumbach sich im Alter von 22 Jahren in St. Blasien abmeldete, um eine Reise nach New York anzutreten, wo er einen Pelzhandel übernahm. Er blieb für drei oder vier Jahre in den Vereinigten Staaten. 1924 kehrte er zurück nach St. Blasien zu seiner Familie.

Lili Günzburger wurde am 27.08.1908 in Mannheim geboren. Sie war die Tochter von Michael Günzburger und Bertha Günzburger. Sie hatte einen älteren Bruder Fred Jack Gunston und eine jüngere Schwester, Greta Friedhoff. Lili wuchs in Mannheim im Kreis ihrer Familie auf. Jeden Samstag ging die Familie in die Synagoge und man traf sich dort mit Freunden und der Familie. Auch das Verhältnis zu den Großeltern war sehr gut.

Lili lernt Hugo in Mannheim kennen

1930 lernte Lili in Mannheim bei den Tennisplätzen Hugo Grumbach kennen, der dort auf Geschäftsreise war. Die beiden verliebten sich und heirateten noch im gleichen Jahr, am 11. September 1930, in Mannheim. Sie zogen zusammen nach St. Blasien und wurden in der Pension Schmidt, Haus Rau, wohnhaft. Hugo arbeitete als selbstständiger Kaufmann und unternahm öfters Geschäftsreisen. Diese resultierten aus seiner Funktion als Einkäufer für das Kaufhaus Grumbach. Ihr erstes Kind Ellen bekam das Paar am 21. Juni 1931 in Freiburg im Breisgau. Ellen erinnerte sich später an eine glückliche und behütete frühe Kindheit in St. Blasien. So schreibt sie: “[*For my second birthday*], Grandpa Gustav (*Dad’s father*) gave me an umbrella which I liked so much that I always took it on walks with me, rain or shine. I loved to go to Grandpa’s big department store where

I would write letters and look at picture books for hours.”

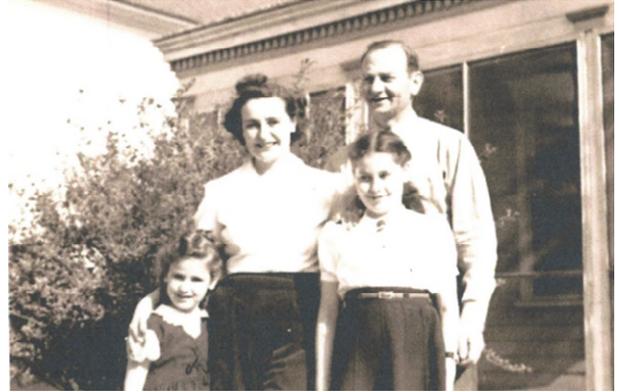


Ellen – immer lustig. Bild: Familienbesitz

Anfang der 1930er Jahre lebte Lili mit ihrem Ehemann und ihrer Tochter Ellen in St. Blasien, wo Hugos Familie weiterhin ihr Kaufhaus betrieb. Allerdings verschlechterte sich die Situation für jüdische Menschen in Deutschland in den 1930er Jahren zunehmend. Nach Lilis späteren Angaben nahmen die Anfeindungen zu. Aufgrund der zunehmenden Repressalien der Nationalsozialisten in St. Blasien, die in der Verhaftung Hugos und Gustavs im Frühjahr 1933 gipfelte, aus der sie nur dank der Überfüllung des Gefängnisses in Waldshut-Tiengen wieder entkamen, floh die ganze Familie Grumbach im Juni 1933 nach Zürich zu Alfred Grumbach und von dort über Straßburg weiter nach Manchester. Seine Anteile am Kaufhaus Grumbach veräußerte Hugo.

Die Entscheidung zur Flucht war in Lilis Familie zunächst umstritten, aber man einigte sich darauf Lili und ihre Familie in ihrem neuen Zuhause in Manchester, England, regelmäßig zu besuchen. Dort lebten sie in West Didsbury, 153 Barlow Moor Road in einem dreistöckigen Backsteinhaus mit einem großen Garten. Hugos Vater Gustav lebte im zweiten Stock während Lilis Freundin Ruth Jaeger (später Ruth Cherry), die mit der Familie nach England gekommen war, viele Jahre im dritten Stock lebte. Ruth half Lili im Haushalt. Am 28.05.1936 bekam die vierjährige Ellen eine Schwester namens Doreen. Lili beschreibt ihre Zeit in Manchester als anfangs sehr schwer. *„Um uns über Wasser zu halten, hatte ich ein sogenanntes „rooming-house“, das wir mieteten. Später*

konnte mein Ehemann zusammen mit meinem Bruder Fred J. Gunston vorübergehend eine Firma zur Verwertung von Baumwollabfällen betreiben.“ Weitere Teile von Lilis Familie folgte in dieser Zeit nach England. Das gemeinsame Geschäft gaben die beiden aber bald auf.



Dodi, Lili, Ellen und Hugo Grumbach in den USA, Bild: Familienbesitz

In Toms River eröffnen sie eine Hühnerfarm

Da Hugo bereits einige Zeit in den USA gelebt und die Zeit sehr genossen hatte, machten er und Lili schon 1938 Pläne, in die USA zu ziehen. Im Februar 1939 reiste das Ehepaar in die USA. Im März 1939 nahmen sie den Rest ihrer Familie (Töchter Ellen und Dodi) sowie ihr Kindermädchen Ruth Jäger mit in die USA. In Toms River, New Jersey, eröffnete Hugo eine Hühnerfarm.



Auf der Hühnerfarm der Familie in Toms River, Bild: Familienbesitz

Aufgrund einer Krebserkrankung starb Hugo Lazarus Grumbach am 13.09.1947 im Alter von nur 48 Jahren in Philadelphia, USA.

Lili war noch weitere viermal verheiratet mit Benzion Scherer, Ralph Adolf Hecht, Arthur

Lucas und Alfred Werth Wertheimer. Im hohen Alter von 102 Jahren verstarb Lili am 16.07.2010 in Laguna Hill, USA. Bis heute erinnern sich ihre Verwandten lebhaft an Lili als eine sehr starke Lady.

Ellen heiratete später Harvey Morton Gladstone und hatte mit ihm drei Kinder, Gary Louis Gladstone, Michael Jay Gladstone und Bruce Randall Gladstone. Sie starb am 24. Januar 1979 in Boston (USA).

Die zweite Tochter von Lili und Hugo heißt Doreen Hilde (Dodi) Grumbach. Sie wurde am 28.5.1936 in Manchester, England, auf der Flucht geboren. Sie war mit Murray Fromson verheiratet. Die beiden haben zwei Kinder, Aliza Fromson (Ben Tal) und Derek Ross Fromson. Dodi lebt heute in Kalifornien.

Quellen:

- *Rosenstein, R. Lili Marlene Werth, in: www.geni.com/people/Lili-Werth/6000000004006700005.*
- *LABW, StAF, F196.1.*
- *LABW, StAF, F196.1 Nr.10786.*
- *HSt AS EA 99/001 Bü 156 - Erhebung der Einzelschicksale.*
- *HSt AS, F196/1 Nr.10792.*
- *SAS 22-05-16 Ehemalige Einwohner St. Blasien.*
- *Friedhoff, G. (1934-1939). My Life in England. Manchester: Privat.*
- *Grumbach, E. F. The Globe Trotter – Ellen F. Grumbach's Story. Privat ca. 1950.*
- *Hahn, J., Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg, Stuttgart 1988.*

- *Hanneke Schmitz, P. S. Die Günzburger Eine deutsch-jüdisch Familiengeschichte. Herne: FRISCHTEXTE Verlag 2015.*
- *Werth, L. Lili's story: Memories from Mannheim written in 1991 as a letter to her sister Greta. Los Angeles 1991.*

Alex Mendelsohn

Vom Soldaten zum Fotografen in St. Blasien und Montevideo

Von Jasmin Frommherz



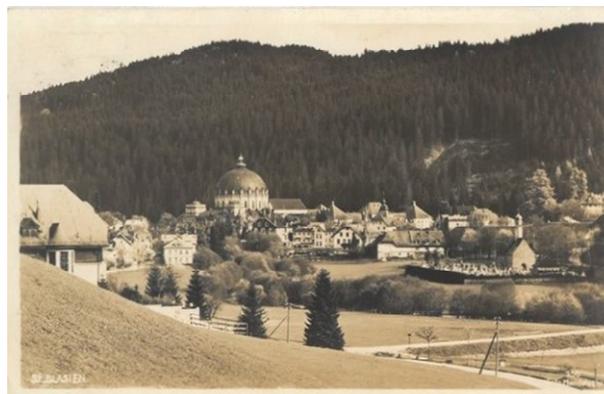
Alex Mendelsohn vor seinem Geschäft (LABW StAF, F 166/3 Nr. 5919)

Alex Mendelsohn wurde als Israel Alexander Mendelsohn am 11.05.1891 in Memel (Ostpreußen) geboren. Er war der Sohn von Nathan Mendelsohn und Hanna Mendelsohn (geb. Glatt). Nach dem Abschluss der Mittelschule in Königsberg zog er nach Gotha und machte eine dreijährige Berufsausbildung zum Kaufmann. Von 1907 bis 1914 arbeitete er für verschiedene Firmen in Halle (Saale), Zwickau und Hildesheim, bis er zum Heeresdienst eingezogen wurde. Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges führte er ein "Leben im Felde". Durch eine

Verwundung verlor er einen Lungenflügel, weshalb er 1919 den Lungenkurort St. Blasien als Wohnort wählte.

Ab 1933 stark rückläufige Umsatzzahlen

Hier machte er sich als Fotograf selbstständig und eröffnete ein Fotogeschäft, zuerst in der Menzenschwander Straße und später in der Hauptstraße. Er entwickelte Fotografien, zum Beispiel Röntgenaufnahmen für das Sanatorium, und verkaufte Ansichtspostkarten an Pensionen und Restaurants sowie im eigenen Geschäft.



Ortsansicht St. Blasien. Aufnahme und Verlag: Photo Centrale Mendelsohn St. Blasien, Ansichtskarte gelaufen 1932 (Reprografie Johannes Heitmann)

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahr 1933 attackierten Angehörige der SA die Geschäfte jüdischer Unternehmer in St. Blasien. Im Zuge des Boykotts im Jahre 1933 verzeichnete die Photocentrale Mendelsohn ab 1933 stark rückläufige Umsatzzahlen.

Walter Degner, ein damaliger Schüler des Kollegs St. Blasien erinnerte sich später: „So war eines Tages, als wir in Dreierreihen wie üblich auf dem Spaziergang durch die Stadt geführt wurden, vor einem Fotogeschäft die Straße mit der Aufschrift versehen. „Hier wohnt ein Jude!“ Manche von uns ließen dort ihre Filme entwickeln. Der Mann galt als sehr sympathisch und machte seine Sache gut. In den nächsten Tagen hatten wir Gelegenheit, ein großes, gerahmtes Foto im Schaufenster zu betrachten, auf dem der Besitzer als Soldat des Weltkrieges mit Orden zu sehen war. Wie haben

sich unsere Fotografen in der Folgezeit verhalten? Etwa das Geschäft gemieden? Ich weiß nicht.“

Alex Mendelsohn wurde aus seiner Wohnung gedrängt

Mendelsohn wurde aus seiner Wohnung gedrängt und zog in das Hintergebäude seines Fotogeschäftes ein, bis er 1938 Jahr sein Geschäft im Zuge einer „Arisierung“ mitsamt Bildrechten, Waren und Einrichtung verkaufte. Im Juli verließ er St. Blasien in Richtung Hamburg, um gemeinsam mit seinem Bruder auszuwandern. Dort wurde ihm die Zuzugsgenehmigung verwehrt, weshalb er zunächst nach Lübeck auswich.

Alex' Bruder, Moritz Mendelsohn, lebte mit seiner Frau, Eva (zuvor Paula Elisabeth) Mendelsohn und ihren Töchtern Ruth und Margot in Hamburg. Die ältere Tochter, Ruth, sollte mit Moritz und Alex das Land verlassen, während Eva und Margot später nachreisen wollten. Bevor Alex Mendelsohn die Flucht antreten konnte, wurde er im Zuge der Novemberpogrome 1938 verhaftet und „zu seinem eigenen Schutze“ im Staatsgefängnis in Lübeck inhaftiert. Nach seiner Entlassung konnte er am 15.12.1938, mit Moritz und Ruth Deutschland über Hamburg und Boulogne in Frankreich verlassen. Von dort fuhr die „Highland Brigade“ nach Montevideo in Uruguay. Die Überfahrt begann am 17.12.1938 und endete am 06.01.1939 in Montevideo.

Trotz „Arisierung“ konnte Alex Mendelsohn einige Ausrüstung aus seinem Atelier auf die Überfahrt mitnehmen. In Montevideo eröffnete er mit seinem Bruder erneut ein Fotogeschäft. 1950 erhielt Alex Mendelsohn die uruguayische Staatsbürgerschaft und im Rahmen seines Wiedergutmachungsprozess im Jahr 1957 dann auch die zuvor entzogene deutsche Staatsbürgerschaft zurück. Nach Kriegsende kehrte er nie mehr nach Deutschland zurück, lebte lange Zeit mit seinem Bruder und dessen Familie in Uruguay und verstarb am 02.07.1982 in Montevideo.

Quellen:

- *Degner, Walter: Kollegsalltag im „Dritten Reich“ aus der Sicht eines Altschülers, Köln 1987.*
- *Barcos de Ultramar 1933-1945, Ministerio del Interior, Departamento de Migración, Montevideo.*
- *LABW, StAF F166/3 Nr.5919.*
- *LABW, GLAK 237 Z.1967-19 Nr.2145.*
- *LABW, StAF, F196/1 Nr.6940.*
- *LAS, Abt.357.3 Nr.543.*
- *LAS, Abt.611.1 Nr. 59442.*
- *LAS, Abt.761 Nr.13404.*
- *StAHH, 314-15_F1698a.*

Ferdinand und Lina Odenheimer

Leben in St. Blasien, Überleben in Baden-Baden

Von Marla Hilpert und Fiona Robold

Ferdinand Odenheimer wurde am 11.11.1885 als Sohn von Josef und Emma Odenheimer (geb. Essinger) in Heildelshem geboren. Er hatte fünf Brüder. Neben Ferdinand überlebte sein Neffe, Herbert Josef Odenheimer (später Ehud Loeb), der durch die O.S.E. aus Gurs gerettet wurde, als einziges weiteres Familienmitglied die Shoa.



Passbild von Ferdinand Odenheimer (StABAD A23/45).

Lina Odenheimer wurde am 21.08.1886 in Durlach als Karoline Seiter geboren. Sie war die Tochter von Heinrich und Karoline Seiter (geb. Huber). Nach dem Besuch der Volksschule war Lina in der elterlichen Gastwirtschaft tätig. Später arbeitete sie als Verkäuferin und als Filialeiterin unter anderem in Karlsruhe. Am

28.05.1919 heirateten Ferdinand und Lina Odenheimer und Lina konvertierte zum Judentum.



Passbild von Karolina (Lina) Odenheimer (StABAD A23/33).

Das Paar zog unmittelbar nach der Hochzeit nach St. Blasien in die Friedrichstraße und führte zunächst den sogenannten „Schwarzwaldbazar“, auch „Kur-Bazar“ genannt, später ein Lebensmittel- und Feinkostgeschäft in der Hauptstraße und ab etwa 1930 zusätzlich ein Zigarrengeschäft. Das Ehepaar beschäftigte eine ständige Hausangestellte sowie einen Mitarbeiter für ihr Geschäft.

NSDAP-Mitglied greift Ferdinand Odenheimer 1932 an

1932 wurde Ferdinand Odenheimer von einem NSDAP-Mitglied in St. Blasien körperlich angegriffen. Die Parteizeitung „Der Führer“ veröffentlichte dazu einen Artikel, der Odenheimer antisemitisch verhöhnte. Mit der sog. Machtergreifung verschlechterte sich das Geschäft und die Situation des Ehepaars deutlich.

1935 mussten die Geschäfte aufgegeben werden, Ferdinand und Lina Odenheimer verließen St. Blasien und zogen in das als weltoffen geltende Baden-Baden.



Lebensmittel- und Feinkostgeschäft „Ferdinand Odenheimer“ in der Hauptstraße St. Blasien (LABW StAF F 166/3 Nr. 6010).

1936 übernahm Ferdinand Odenheimer ein Zigarrengeschäft in der Lange Straße in Baden-Baden. Das Ehepaar litt bis zum Verkauf des Geschäftes 1938 zunehmend unter Anfeindungen und Boykotten. Das Schaufenster wurde laufend mit Plakaten überklebt, auf denen der Aufruf „Niemand kaufe bei einem Juden“ zu lesen war. Weiter berichtet Ferdinand Odenheimer in einem Restitutionsprozess: *„In einer Nacht wurde sogar das Schaufenster eingeschlagen, sodass solches ersetzt werden musste. Täter waren S. S. Leute“*. Außerdem wurden Posten aufgestellt, die Kunden daran hinderten, sein Geschäft zu betreten. Als Frau in einer sog. „Mischehe“ wurde Lina Odenheimer von Menschen aus Baden-Baden als „Judensau“, „Judenfrau“ und „Dreckjüdin“ beschimpft. Im Zuge der Novemberpogrome wurde Ferdinand Odenheimer an seinem 53. Geburtstag, am 11.11.1938, in das

Konzentrationslager Dachau deportiert, wo er bis zum 12.12.1938 inhaftiert war.

Bis 1945 zog das Ehepaar mehrmals um

Angesichts dieser Erfahrungen plante das Ehepaar Odenheimer die Auswanderung im Herbst 1939 über England nach Palästina. Im Juni kündigte man die Wohnung in der Lange Straße. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde die Auswanderung kurzfristig aufgrund eines fehlenden „deutschen Sichtvermerks“ nicht genehmigt und Ferdinand und Lina Odenheimer standen ohne Wohnung da. Bis 1945 zog das Ehepaar mehrmals um, da sie in den jeweiligen Wohnungen nur übergangsweise bleiben konnten. Ein Antrag auf Unterbringung bei „Ariern“ wurde abgelehnt. In den Jahren 1942 und 1943 beantragte Ferdinand Odenheimer wiederholt Fahrten nach Karlsruhe, um einen Facharzt zu konsultieren, wozu er außerdem die Erlaubnis der Straßen- und Reichseisenbahn einholen musste. Noch am 19.07.1944 wurde ihm der Besuch des Grabes seiner Eltern genehmigt.

Wie seine Frau Lina überlebte auch Ferdinand Odenheimer die Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus. Er war damit, einer Schätzung des Badener Tagblatts nach, einer von insgesamt vier Juden, die den Nationalsozialismus in Baden-Baden überlebten. Nach Kriegsende wurde er vorübergehend Vorsitzender der jüdischen Gemeinde in Baden-Baden und organisierte die ersten jüdischen Feierlichkeiten nach dem Krieg. Außerdem fand er eine Anstellung im Amt für politisch Verfolgte, die er aber nach zwei Jahren aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste. Wegen ihres Alters und der Krankheit ihres Mannes, um den sie sich kümmern musste, konnte Lina keine Arbeit mehr annehmen. Am 25.10.1954 starb Ferdinand Odenheimer in Baden-Baden. Lina Odenheimer starb am 16.04.1970 im städtischen Krankenhaus Baden-Baden.

Quellen:

- *Hahn, Joachim: Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg. Stuttgart 1988.*
- *Badener Tagblatt (25.09.1946)*
- *St. Blasier Kurblatt (19.06.1920);*
- *Badische Presse (29.11.1919), (23.03.1931);*
- *Der Führer. Das Hauptorgan der NSDAP Gau Baden (30.09.1932).*
- *StABAD A5 Meldekarte Odenheimer Ferdinand*
- *StABAD A23/2 Odenheimer.*
- *StABAD A23/33 Odenheimer Karolina.*
- *StABAD A23/44 Odenheimer Ferdinand.*
- *StABAD A26/1/124 Odenheimer.*
- *StABAD Sterberegister Nr.221, Odenheimer Karoline.*
- *StABAD, Sterberegister Nr.514 Odenheimer Ferdinand.*
- *LABW StAF F196/1 Nr.7332.*
- *LABW StAF F196/1 Nr.10965.*
- *LABW StAF 165/1 Nr.10.*
- *Zugangsbuch Dachau, ITS Archive, Arolsen Archives, 130429488; Veränderungsmeldungen Dachau, ITS Archive, Arolsen Archives, 9909567.*

Elise Medenwaldt

Unterschlupf in St. Blasien

Von Johannes Heitmann



Elise Medenwaldt (LABW StAF, F 196/1 Nr.10)

Elise Medenwaldt wurde am 02. April 1882 in Genua als Elise Helena Maria Jacob und Tochter des deutschen Vizekonsuls Julius Jacob und seiner Frau Emilie Jacob, (geb. Heilbron geboren). Sie hatte drei Brüder: Willy und Freddy Jacob sowie einen Halbbruder, Karl Heilbron. Sie war römisch-katholischen Glaubens.

In der Hack'schen Bühnenakademie in Berlin bereitete sie sich drei Jahre lang auf den Beruf als Schauspielerin vor. Ab 1904 arbeitete sie an verschiedenen Theatern, ihr letztes Engagement hatte sie 1928 am Stadttheater Brandenburg in Harvel. Weitere Anstellungen fand sie in Hirschberg (heute Jelenia Góra), Koblenz, Königsberg (heute Kaliningrad), Düsseldorf und Berlin. Sie gehörte keiner politischen Partei an und war Mitglied in der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, der größten

Gewerkschaft für Theater-Berufe. Im Ersten Weltkrieg war sie in einem Militärbüro als Bürokräft tätig.

Nach 1933 erhält die Schauspielerin keine Engagements mehr

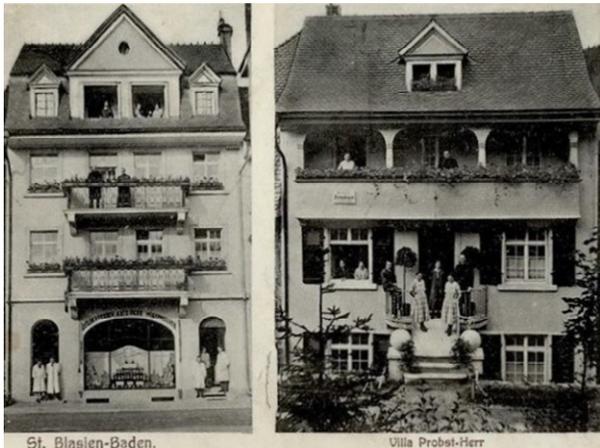
Aufgrund der rassistischen Politik der Nationalsozialisten erhielt sie nach 1933 kein Engagement mehr. Ab 1933 erhielt sie Unterhalt von ihrem geschiedenen Ehemann. Im selben Jahr war sie offiziell nicht mehr dazu berechtigt, als Schauspielerin zu arbeiten, solange das Sippenamt Berlin ihren „Fall“ nicht abgeschlossen hatte. Medenwaldt vermutete, dass der Anwalt ihres Mannes sie als Jüdin gemeldet hatte, damit die Unterhaltszahlungen eingestellt werden konnten.

Die Nationalsozialisten beschlagnahmten ihr Radio. Ab 1941 wurde sie gezwungen, den Judenstern zu tragen und einen Stern an ihrer Wohnungstüre anzubringen, in der sie mit ihrer Mutter lebte. Fast zwei Jahre lang musste sie in der „Elite Wäscherei und Großdampfwäscherei Schwenkner und Ellenfeld“ in Berlin Tempelhof schwere Zwangsarbeit im Mangelsaal leisten. Die Dienstverpflichtung wurde vom Arbeitsamt – Sonderabteilung Juden, Berlin, Fontanepromenade verfügt. Sie wurde dort menschenunwürdig behandelt und musste von Steglitz zu Fuß zum Dienstantritt um 6 Uhr in Tempelhof gehen. Durch die widrigen Umstände und die schwere Arbeit erkrankte sie an einer Nervenentzündung. Ihre Mutter erhielt ab 1943 nur noch jüdische Lebensmittelmarken, durfte – wie Elise Medenwaldt – keinen Luftschutzbunker mehr betreten und wurde aus ihrer Wohnung gedrängt.

Elise Medenwaldt versteckte sich monatelang in der Pension Probst in St. Blasien

Im Frühjahr 1943 wurde Elise Medenwaldt von zwei SS-Männern „zum Abtransport“ in ihrer Wohnung aufgesucht. Sie war, ohne dass man sie darüber informiert hatte, zur „Jüdin 2. Grades“ erklärt worden. Aufgrund ihres schlechten Gesundheitszustandes und der Unfähigkeit, sich zu bewegen, wurde ihr „kurze Zeit“

Aufschub gewährt. Trotz ihrer Verfassung tauchte sie mithilfe ihres Stiefbruders Karl Heilbron zunächst für zwei Wochen bei Verwandten des Schupo-Beamten und Polizeiwachtmeister Walter Mohnhaupt in Berlin unter. Von Mohnhaupt und einem Postbeamten erhielt sie dann Papiere, die ihr eine Fahrt nach St. Blasien ermöglichte. Hier versteckte sie monatelang in der Pension Probst: „Durch die Mitbesitzerin Frl. Marie Probst wurde es mir auch ermöglicht, dass ich ohne Lebensmittelkarten durchkam.“



Postkarte „Villa Probst-Herr“ von 1943

Ihr Stiefbruder Karl Heilbron versorgte sie in dieser Zeit mit Geld, das er direkt an Marie Probst sandte. Bis zum Ende des Krieges hielt sich Elise Medenwaldt in St. Blasien, Titisee, Neustadt, Bad Säckingen und Waldshut versteckt. Sie überlebte den Nationalsozialismus also im Verborgenen, während ihre Nichte Käthe Weinberg mit ihrem Ehemann, ihren Kindern und Schwiegereltern 1943 aus Berlin nach Auschwitz deportiert wurden.

Nach dem Krieg lebte Elise Medenwaldt in Waldshut

Nach dem Krieg lebte sie in Waldshut und war als „Lisa Boccay“ bei der oberrheinischen Städtebühne angestellt. Ihr Engagement ging dort von November 1945 bis Mai 1949. In der Spielzeit 1948/49 spielte sie zum Beispiel unter der Spielleitung von Walter Schenkel in „Der verkaufte Großvater“ von Anton Hamik die Rolle der „Haslingerin“. Das Stück hatte seine Premiere im April 1948. Für Wanderbühnen wie die oberrheinische Städtebühne waren die ersten

Nachkriegsjahre eine schwierige Zeit. Im Juli 1948 konnte an der oberrheinischen Städtebühne zum Beispiel aufgrund der Währungsreform vorübergehend keine Gage bezahlt werden. Elise Medenwaldt kämpfte Zeit ihres Lebens für Wiedergutmachung und Entschädigungen durch den Staat – für die öffentliche Demütigung in Berlin, die Verpflichtung zur Zwangsarbeit sowie die Zerstörung ihrer wirtschaftlichen Existenz und ihrer Gesundheit. Sie starb am 11.12.1952 im Alter von 70 Jahren im Krankenhaus Stühlingen.

Quellen:

- *Weiß, Andreas: Theater für Kleinstadt und Schwarzwalddorf. Die Oberrheinische Städtebühne Waldshut 1945-1949, in: Badische Heimat (1/2005), S. 74-83*
- *LABW, StAF D180 2 Nr. 181234*
- *LABW StAF F196 1 Nr. 10*
- *LABW StAF F166*

David Seligman Industriepionier in St. Blasien

Von Dieter Petri



David Seligmann Freiherr von Eichthal im Porträt von Franz Xaver Winterhalter aus dem Jahr 1834. (Bild: Wikimedia Commons)

Von Haus aus war Seligmann Bankier und Hoflieferant in Karlsruhe. Seine Liebe gehörte jedoch der industriellen Entwicklung im Land Baden. Er selbst meinte später, diese Neigung sei sein Unglück gewesen. Doch erfolgte diese Einschätzung erst zu einem Zeitpunkt, als seine Unternehmungen sich zu erschöpfen begannen. Das wichtigste Engagement Seligmanns verbindet sich mit dem Schwarzwaldstädtchen St. Blasien. Dort hatte 1808 der badische Großherzog das altehrwürdige Benediktinerkloster aufgehoben und den rund 100 Mönchen die Tür gewiesen. Für die großen Räumlichkeiten interessierte sich ein Züricher Mechaniker und Kleinunternehmer namens Bodmer. Er gedachte, seine selbstentwickelten neuartigen Spinnmaschinen in einem größeren Umfang zu produzieren. Die Karlsruher Regierung willigte

jedoch erst in das Unternehmen ein, als David Seligmann mit 25 000 Gulden in die Aktiengesellschaft einstieg.

David's Vater Isaak Seligmann hatte es als Hof- und Militärlieferant zu Reichtum und Ansehen gebracht. Seiner Verdienste wegen erhob ihn 1814 der bayrische König in den erblichen Adelsstand. Von da an hießen die Seligmanns "von Eichthal".

In St. Blasien entstand neben der Maschinenfabrik für Spinnmaschinen schon bald eine Gewehrfabrik, die erste für Baden. Zum Charakter der ehemaligen Klostergebäude wollte dies zwar nicht so recht passen, aber den Zeitgeist der Säkularisierung schien dies nicht zu stören. Hierzu gehört auch das Begehren Seligmanns, ihm das kostbare Kupfer der großen Kuppelkirche als Darlehen zu überlassen. In Karlsruhe erwähnte man damals den Abriss der monumentalen Klosterkirche, weil man die Kosten für die Instandhaltung scheute. Für die industrielle Produktion sollte das Gotteshaus tabu bleiben, doch durfte das Kupfer verarbeitet werden.

Es ist nicht bekannt, dass die katholischen Pfarrer von St. Blasien gegen die Säkularisierung der Kirche angelaufen sind. Wohl aber wissen wir von ihrer Bitte an den Großherzog, das Kloster als Manufaktur zu nutzen, um für die armen Schwarzwaldbauern Arbeitsplätze zu schaffen. Die Regierung wollte denn auch die neue Fabrik als ein Modell für die Industrialisierung des Schwarzwaldes verstanden wissen. Aus diesem Grunde gewährte sie der "Sanblasischen Gesellschaft" mannigfache Vergünstigungen wie die Freiheit von der Gewerbesteuer, von Ausfuhrzöllen und der Akzise, einer Verbrauchssteuer für die den Arbeitern gewährten Lebensmittel.

Die großen Baulichkeiten boten sich den Arbeitern als Wohnung geradezu an. Pendelverkehr zwischen Fabrik und Wohnung war damals noch nicht denkbar, hierfür war auch die Landschaft zu unwegsam. Deshalb arbeitete man nicht nur in der Fabrik, sondern erhielt in ihr auch Wohnung und Verpflegung. Für letzteres sorgten die ehemalige Landwirtschaft des

Klosters, mit über 40 Beschäftigten in der Blütezeit, sowie eine eigene Bäckerei und Metzgerei. Obwohl sich der Arbeiter grundsätzlich außerhalb der Fabrik verköstigen und ansiedeln durfte und hierfür einen etwas höheren Lohn verlangen konnte, nahmen doch fast alle die umfassende Versorgung der Fabrik in Anspruch. Die damit verbundene Disziplinierung scheint jedoch in späteren Jahren junge Arbeiter zur Abwanderung veranlasst zu haben.

Von 1810-1816 wuchs die Belegschaft auf rund 800 Beschäftigte an. Hierzu gehörten nicht nur Jugendliche und Erwachsene, sondern auch Kinder und Greise. Das damalige soziale Gewissen nahm daran im Allgemeinen keinen Anstoß, weil die Alternative vielfach nur die Armut und der Bettel gewesen war. In Seligmanns Fabrik arbeiteten zeitweise über 200 Kinder. Zusammen mit den alten Menschen hatten sie in der Spinnerei zu arbeiten, die neben Maschinen- und Waffenfabrik als "drittes Bein" immer mehr Bedeutung bekam.

Der katholische Pfarrer von St. Blasien, Dekan Hipp, lobte gegenüber der staatlichen Kommission die Unterbringung der beschäftigten Kinder in der Fabrik. Es herrsche dort eine Ordnung, die gesittete Menschen hervorbringe. Besondere Anerkennung verdiene der einstündige Schulunterricht in der Fabrik, der von qualifizierten Lehrkräften erteilt werde. Im Unterschied hierzu würden auf den umliegenden Landschulen die Kinder nur unregelmäßig zum Unterricht erscheinen und bei den Lehrkräften handle es sich oftmals um Weber, Bauern oder Tagelöhner, die keine Ausbildung für die Unternehmung hätten.

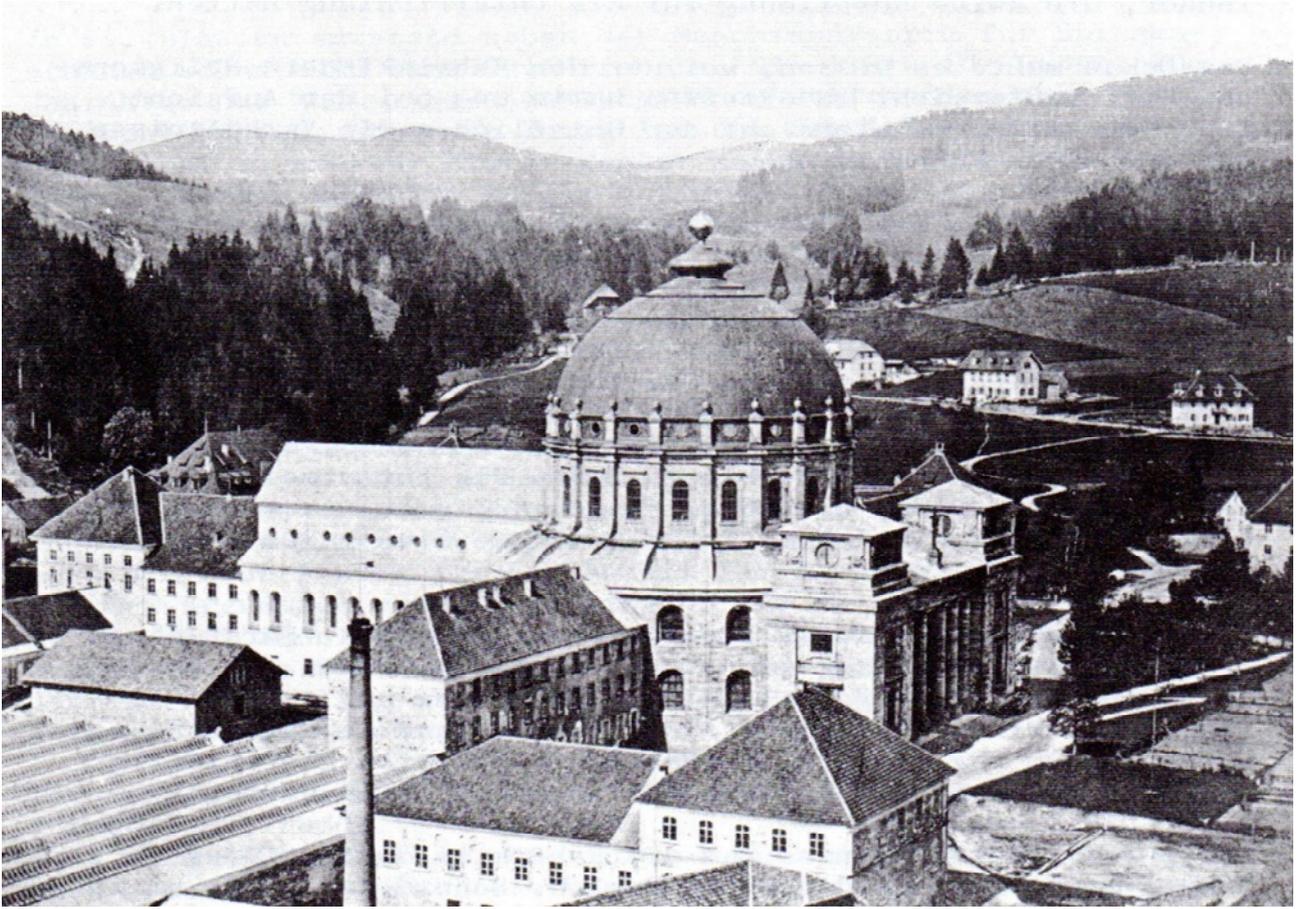
Der Dekan musste es wissen, weil er den Fabrikkindern Religions- und Sittenunterricht zu erteilen hatte und bei der Aufsicht über den Religionsunterricht der Geistlichen die Verhältnisse auf dem Lande kennenlernte.

Die Geschäfte in St. Blasien nahmen Seligmann derart in Anspruch, dass er sein Bankhaus in Karlsruhe, das er 1797 gegründet hatte, aufgab. Auch die Fabrik für Naturfarbstoffe (Krapp) in Grötzingen, die er zu einer

Zuckerfabrik umrüsten ließ, musste zurückstehen. 1827 wurde die sanblasische Fabrik zu einer eigenen politischen Gemeinde erhoben. Seligmann wurde als Gemeindevorsteher eingesetzt. Damit übernahm er die untere Polizeigewalt über seine Arbeiter. Als infolge einer Gemeindeform von 1835 überall in Baden die Bürgermeister gewählt werden mussten, bewarb sich auch Seligmann in seiner Fabrik. Von den 4 wahlberechtigten Gemeinderäten gaben ihm 3 ihre Stimme.

In der Bevölkerung nannte man Seligmann auch den "Fürsten". Er hatte seine Stellung immer mehr ausbauen können. So wurde er schon bald Alleingesellschafter der Firma und aus dem anfänglichen Mieter und Pächter der Gebäude und Liegenschaften wurde Zug um Zug ein stolzer Besitzer, der sich gleichzeitig ganz für das Wohl seiner Arbeiter verantwortlich wusste.

Trotz des äußeren Glanzes kam die Fabrik in den dreißiger Jahren immer mehr in die roten Zahlen. Schuld daran war nicht zuletzt die badische Regierung, die ihre Waffen statt mit Bargeld durch Überlassung des ehemaligen Klosterbesitzes bezahlte. 1840 versuchte der ehemalige Bankier mit der Aufnahme eines Darlehens von 600 000 Gulden das Ruder noch einmal herumzuwerfen - vergeblich. Er überließ schließlich alles seinem Schwiegersohn, Bezirksbaumeister Berckmüller, gegen eine Leibrente von jährlich 6000 Gulden. Da die Fabrik jedoch der vielen Gläubiger wegen versteigert werden musste, dürfte das Ruhegeld geringer ausgefallen sein. Die letzten Jahre verbrachte Seligmann Freiherr von Eichthal in der Residenzstadt Karlsruhe, wo er 1850 verstarb. Seine Pionierleistung bei der Industrialisierung Badens erweckt auch heute noch Eindruck.



St. Blasien - Wiederaufbau von Klosteranlage und Fabrik nach dem Brand von 1874 (Archiv: Foto-Haine)

Quellen:

- *Wolfram Fischer, Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden 1800-1850, Bd I, Berlin 1962, S. 209-268.*
- *Das Tausendjährige St. Blasien, 200jähriges Domjubiläum, Bd II, St. Blasien 1983, S. 122, 125, 303-305.*

Anmerkung:

Den obigen Artikel schrieb der Autor zunächst für den Sammelband 'Juden in Baden, 1809-1984' (S. 199-202) und veröffentlichte ihn später am Ende seines Buches 'Die Geschichte der Juden von Tiengen und Waldshut'.

Da diese Dokumenten-Plattform Beiträge zur Geschichte der Juden im gesamten Landkreis Waldshut sammelt, wurde der Artikel auch in sie aufgenommen.

Autorenverzeichnis

Binner-Schwarz, Jutta

Jg. 1956, Vorsitzende des Schwarzwaldverein Stühlingen für den Bereich Heimatpflege/Kultur. Recherchiert seit vielen Jahren zur örtlichen Geschichte, ohne dabei den Blick über den lokalen Tellerrand zu vergessen. Setzt in einem Team Ausstellungen in der vereinseigenen Schür am Stadtgraben um. Kontakt: j.binner-schwarz@schwarzwaldverein-stuehlingen.de

Hauffe, Eugen

Jg. 1924, wuchs in Waldshut auf und arbeitete später als Journalist und Buchautor in Hamburg.

Kaiser, Gebhard

Jg.1950, ist Mitglied des Freundeskreises jüdisches Leben in Waldshut-Tiengen. Er beschäftigt sich intensiv mit der jüdischen Geschichte im Landkreis Waldshut und ist Herausgeber der Dokumentations-Plattform „Die Juden von Waldshut-Tiengen und Umgebung“. Kontakt: FJL.WT@web.de

Petri, Dieter

Dr. Dieter Petri wurde 1939 in Tiengen geboren. Ende der 1970er-Jahre recherchierte er die Geschichte der Juden seiner Geburtsstadt, wobei er zahlreiche Zeitzeugen befragte. Die Ergebnisse fasste er 1984 in seinem Buch „Geschichte der Tiengener und Waldshuter Juden“ zusammen, das zum Standardwerk der lokalen jüdischen Geschichte avancierte. Seit 1976 wohnt Dieter Petri in Zell am Harmersbach.

Preiser, Thomas

ist Journalist und stammt aus Waldshut-Tiengen. 1986 besuchte er Hans Schwarzkopf in

New York und veröffentlichte darüber eine Reportage in der Badischen Zeitung sowie 1989 das Buch „Begegnungen“. Thomas Preiser lebt heute in Hamburg.

Schulze, Ulrich Werner

Jg. 1949, Bonndorfer, gelernter Schriftsetzer, seit 1971 Journalist. CvD FAZ, Tagesspiegel Berlin, Süddeutsche, 2003 Wechsel des Schreibtischs zum DRK, Auslandsdelegierter in Kriegs- und Katastrophengebieten in Osteuropa, Afrika, Asien; Daneben Recherchen zur Historie seiner badischen Heimat, mehrere Publikationen darüber; die letzte zum früheren jüdischen Leben in Bonndorf.

Seminarkurs des Kollegs St. Blasien

Die Geschichte der Juden in St. Blasien wurde im Schuljahr 2022/23 von einem Seminarkurs des Kollegs St. Blasien erarbeitet. Dieser wurde von der Religionslehrerin Alena Bauer und dem Geschichtslehrer Johannes Heitmann geleitet. Beteiligte Schüler*innen waren: Nicola Agnieszka, Joana Albiez, Jasmin Frommherz, Maria Hilpert, Alexia Kohlbrenner, Stella Konzack, Pascal Martin und Fiona Robolt.

Söffge, Christoph

Jg. 1970, geboren und aufgewachsen in Tiengen; dort aktiv in der kath. Kirchengemeinde, Kolpingfamilie, Bürger- und Narrenzunft und Stadtmusik bis zum Wegzug 1999. Von 1990 bis ca. 2000 ehrenamtliche Mitarbeit im Diözesanprojekt „Erinnern und Begegnen“. Initiierte und begleitete 1994 - 1998 das Projekt „Tiengen-Basel-Israel“. Studium der Sozialarbeit (FH) bis 1998 mit Diplomarbeit zum Thema Gedenkstättenpädagogik. Wohnhaft in Freiburg i.Brg., 4 Kinder. Seit 1998 tätig als Sozialpädagoge in der stationären Jugendarbeit in der Schweiz.

Thomas, Malte

wohnhaft in Laufenburg, beschäftigt sich mit der Geschichte der Juden seiner Stadt.